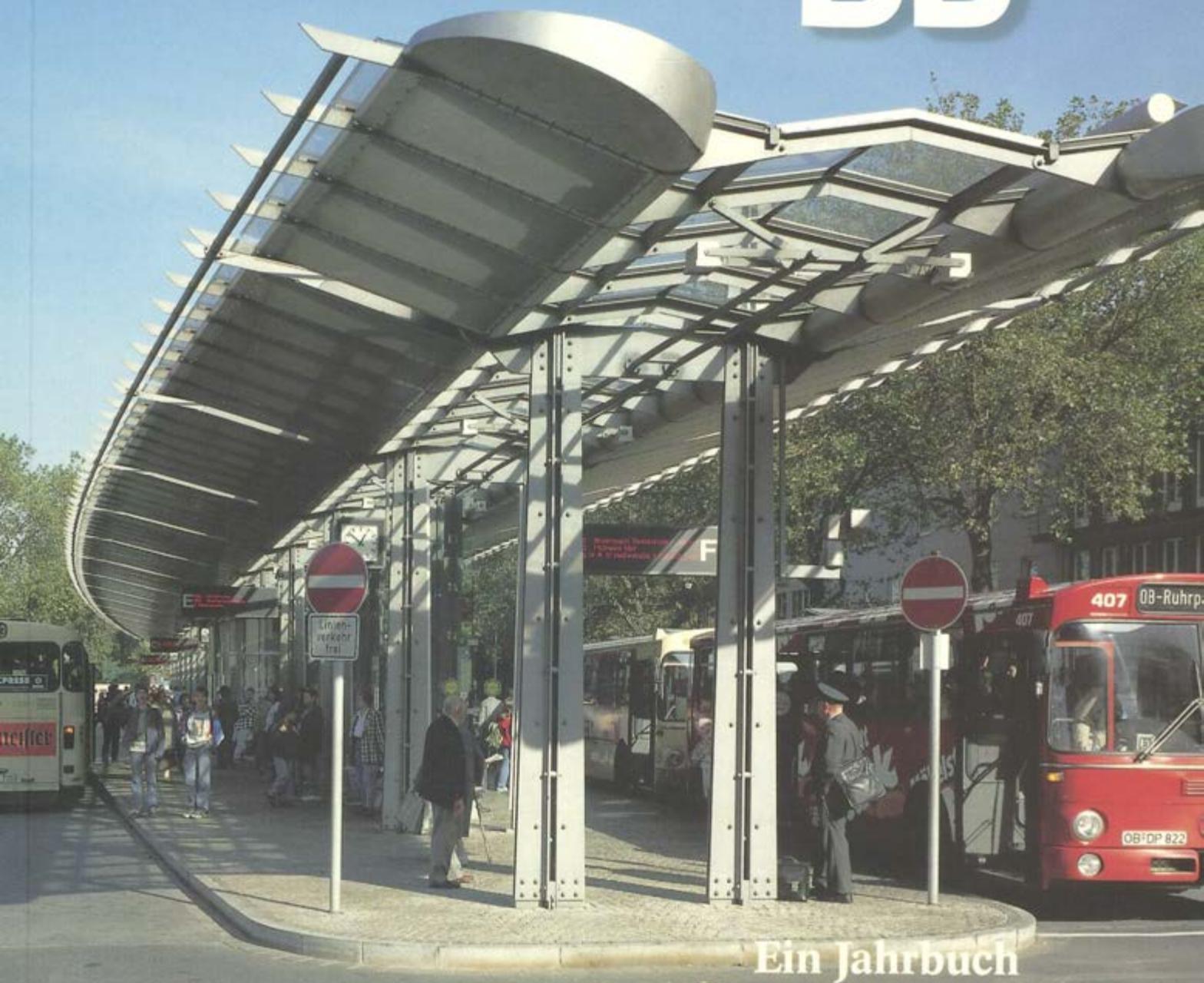


1995

Dietrich Behrends Das Gespenst des Hungers bannen / Der schwierige Neuanfang der Verwaltung vor 50 Jahren	24
Helmut Kawohl Tower of Power / Der Gasometer Oberhausen feierte ein glänzendes Comeback	32
Klaus Müller Nach fünf Pinnekes war „Zapfenstreich“ / Einzige Oberhausener Schnapsfabrik steht an der Wehrstraße	40
Klaus Müller „Hört ihr Leut‘ und laßt euch sagen...“ / Holtens Nachtwächter pflegen alte Tradition	44
Martin Berger Eine schrecklich nette Familie / Die Wasserballer des OSV 97	48
Dietrich Behrends Duisburgs Polizeichef wollte Oberhausen „eingemeinden“ / Oberhausener Polizeigeschichte III: Drei Jahrzehnte Hickhack um Neuordnung der Polizei	51
Thomas Machoczek Wer Sabbat feiert, ist schon orthodox / Die jüdische Gemeinde im Aufbau	59
Michael Schmitz Ein Fall für zwölf Millionen / Claus Theo Gärtner – Schauspieler und Rennfahrer	64
Pia Ann Gram Ein schwimmender Supermarkt / „Sirene“ ist das letzte Proviantsschiff in Deutschland	74
Hans-Walter Scheffler Eine neue Mitte für mehr Miteinander / Das Milliardenending nimmt Konturen an	78
Gerd Legges Wechselhaftes Spiel der Musen / 75 Jahre Stadttheater Oberhausen	83
Sascha Unger Alles unter einem Dach / Bero-Zentrum sollte eigentlich in München gebaut werden	88

Goetz Bornmann Vor dem Kippen steht das Wiegen / Die Müllabfuhr wird zur Wissenschaft	91
Thomas Finkemeier Für die Abrißbirne viel zu schade / Architektur der 50er Jahre	96
Michael Schmitz Im Knast zu Hause / Eindrücke aus dem Oberhausener Gefängnis	100
Georg Howahl Sie schlagen und sie lieben sich / B.C. Ringfrei boxt sich durch	106
Christian Icking Und immer treu die Stange halten / Die Kleinstädter-Bühne in Sterkrade	111
Peter Hoffmann Mit Volldampf voraus / Osterfelder Eisenbahnfreunde pflegen alte Lokomotiven	115
Ansichtssachen	118
Helmut Kawohl Blick zurück auf 1994 / Oberhausener Schlagzeilen	120
Astrid Knümann Quelle für Talente / 50 Jahre Stadtsportbund Oberhausen	124

OBERHAUSEN '95



Ein Jahrbuch

TITELBILD:

*Der neue Busterminal auf dem Bahnhofsvorplatz – ein Projekt
der Internationalen Bauausstellung Emscher Park (IBA)*

HERAUSGEBER:

*Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION:

Helmut Kawobl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG:

Claus Schneider

FOTOS:

*Max Baumann · Archiv Dietrich Behrends
Archiv Klaus van Dellen · Manfred Ehrlich · Dominique Heidenreich
Rudolf Holtappel · Werner Joppek · Oliver Müller
Archiv Heinz Muzik · Kirsten Neumann · Stadtarchiv Oberhausen
Thomas Thöne · WAZ-Archiv · Harald Wegner*

„Positionen“ Max Baumann

HERSTELLUNG:

*Reproduktionen, Satz und Druck
Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09*

November 1994



DRUCK- UND VERLAG
OBERHAUSEN

POSITIONEN

Optische Wahrnehmung wird immer auch vom Blickwinkel diktiert. Der Fotograf Max Baumann, mit Diplom ausgezeichneter Absolvent der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst, ist erneut auf eigenwillige Spurensuche im schrägen O. gegangen. Und wiederum hat er einen Rahmen um die Stadt gelegt, in dem sich nur an der Oberfläche beliebig ausgewählte Motive zu einer naiven wie avantgardistischen, vertrauten wie verfremdeten, skurrilen wie sensiblen Bilderzählung zusammenfügen. Baumann entnimmt die Protagonisten seiner Geschichte Hauswänden und Grünflächen, komponiert Wirkliches neben Unwirkliches, Heimat neben Ferne, Künstliches neben Natürliches, und er schafft so eine Symphonie voll mystischer, aber auch beredter Kraft.

Am
Ruhrufer in
Alstaden trotz
eine kleine Wildnis
mutig der modisch
glättenden
Landschaftspflege
unserer
Tage.





Fassadenmaler
am soziokulturellen
Zentrum „Druckluft“
stemmen sich
mit kunstvoller
Choreographie
gegen die Tristesse
einer grauen
Herberge.

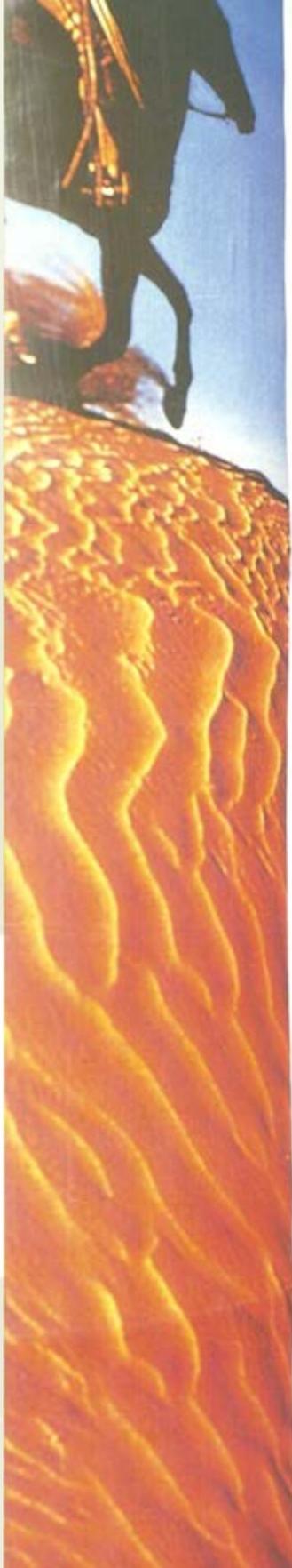
Auf dem
Osterfelder
Marktplatz erinnern
mit zierlichen
Linien gezeichnete
Monumente an
die großindustrielle
Oberhausener
Vergangenheit.





Auf
in vielen
Jahrzehnten
aufgeschüttetem
Bergematerial im
Sterkrader Venn
hat sich längst
ein unverfälscht
kraftvolles
Stück Natur
breitgemacht.

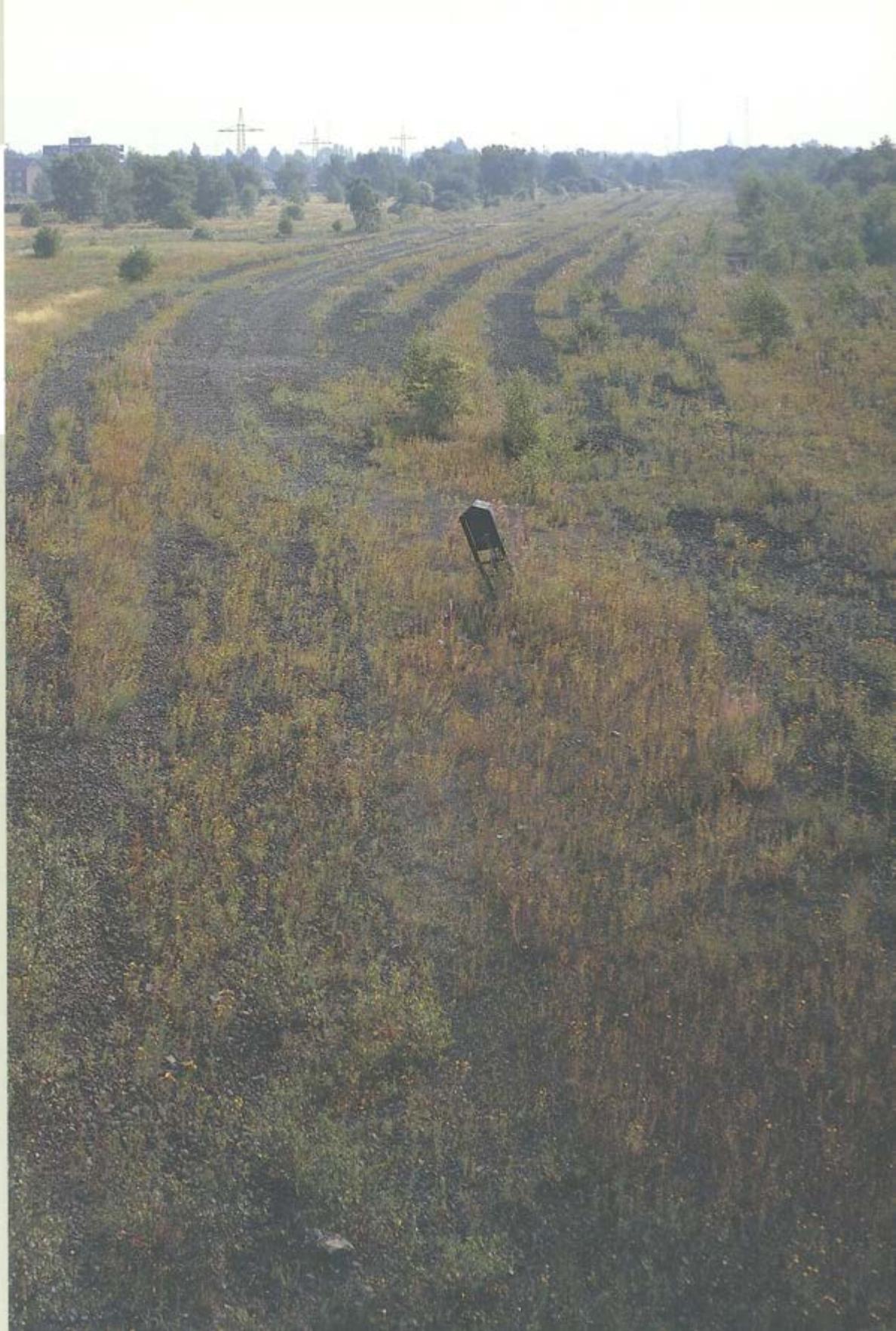
An der
Essener Straße
locken geheimnis-
voll verbräunte
Reklametafeln zu
Ausflügen in
sandige
und grüne
Gefilde.





Auf der
Betonmauer,
hinter der einst
Schutz gesucht wurde
in grausigen
Bombennächten,
entschwebt ein
Ballon in die
endlose
Freiheit.

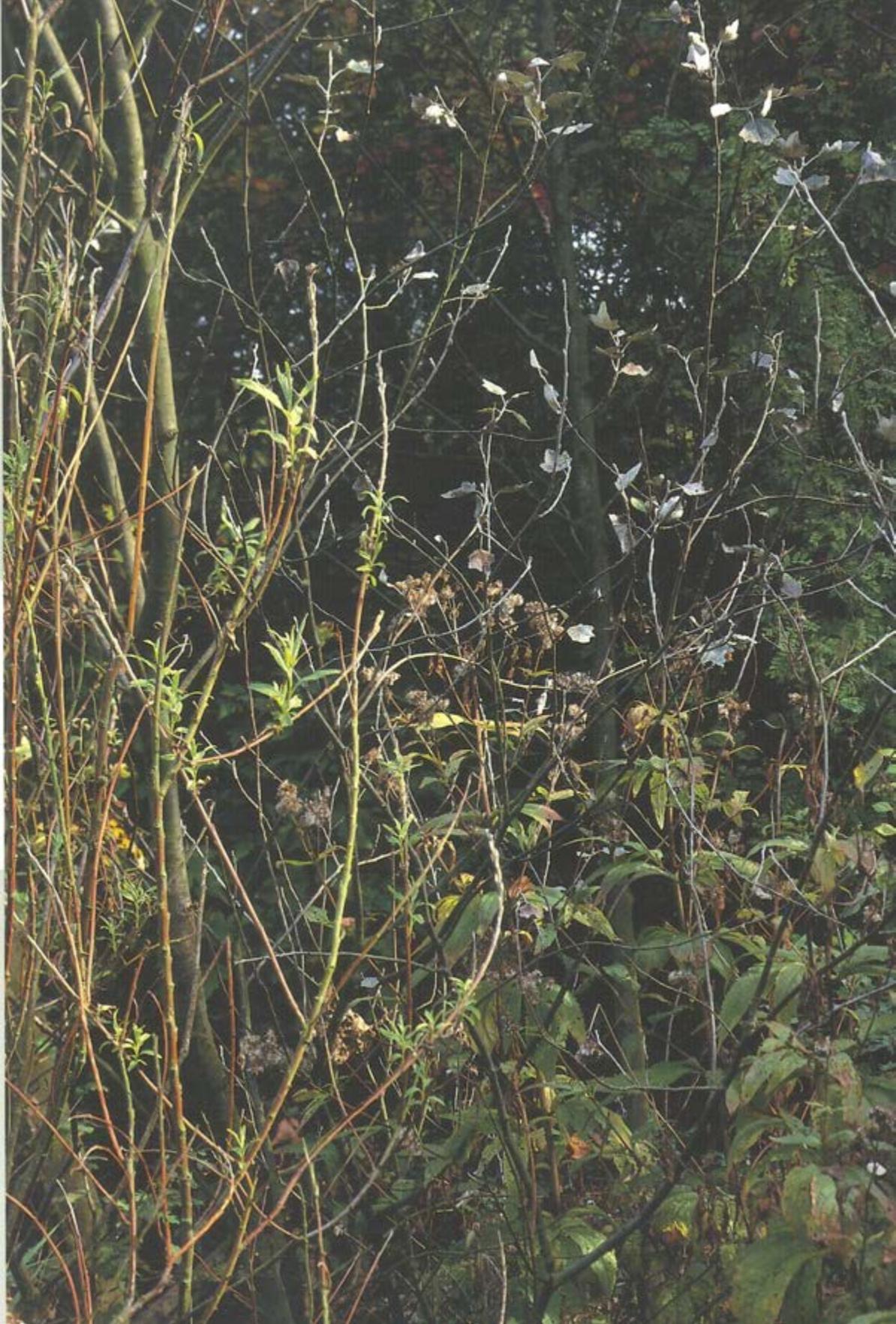
Wieder
zurück in die
früheste Vergangen-
heit entführt die
neu gewachsene
Heidelandschaft auf
der riesigen
Industriebrache.





Im
Sterkrader Venn
hat der Herbst
im melancholischen
Sonnenlicht sein
erstes Laub
von Bäumen
und Sträuchern
geschüttelt...

... während
gleich nebenan die
wärmenden Strahlen
zu ungewohnter
Jahreszeit neue
Frühlingsboten
an den Zweigen
wachsen
lassen.





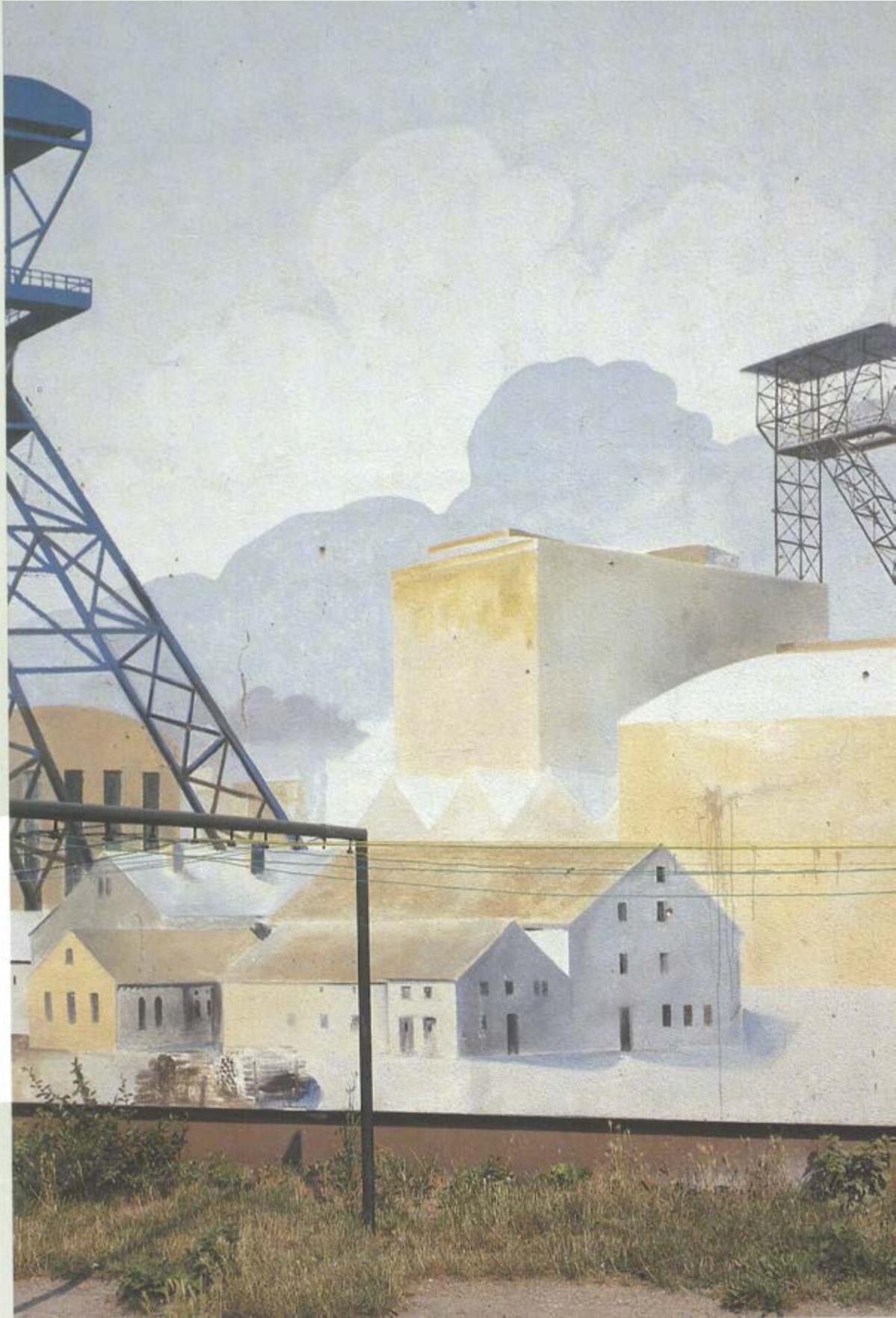
Im
Schaufenster am
Bahnhofsvorplatz
erhebt sich ein
silberner Stahlvogel
in die Lüfte
zum Flug gegen
den sonnigen
Süden...

...und
ein paar Schritte
weiter nur hat ein
Wirtsmann eine
verträumte Winter-
idylle in seine
gastliche Auslage
gezaubert.





Den
Gegensatz
zwischen ver-
schwommenem
Sein und glasklarem
Schein spiegelt ein
Werbefenster an
der Essener
Straße.

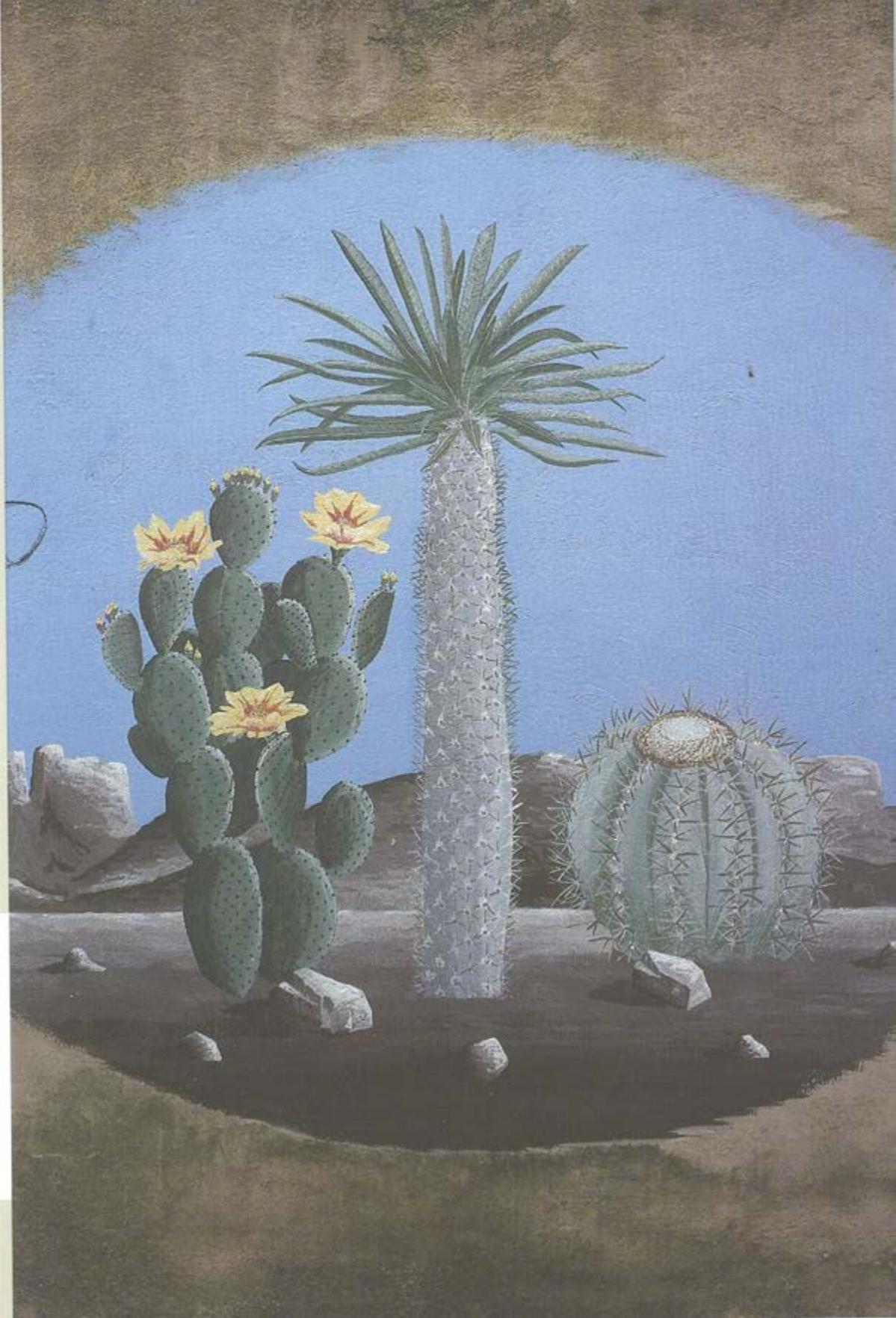


Einen
Steinwurf
entfernt nur
verschmelzen
auf dem Wandbild
an der „Ripse“
Wohnen und
Arbeiten zu einer
farbenfrohen
Einheit.



Unmittelbar
am Teichufer im
Revierpark Vonderort
wachsen heimische
Bäume mit
sonnenüberfluteten
Kronen in den
Himmel.

Kakteen
aus aller Welt
locken hinter
diesem
stacheligen
Werbepost am
Alstadener
Flockenfeld
Touristen aus
nah und
fern an.





„Still
ruht der See“
scheint dieses von
der Natur kunstvoll
zusammengefügte
Mosaik im Ruhrpark
dem Spaziergänger
verkünden zu
wollen.

Am
Grafenbusch
korrespondieren
Natur und bemalter
Beton übergangslos
zum Finale einer
kunstvoll
natürlichen
Bilderzählung.



DAS GESPENST DES HUNGERS BANNEN

*Der schwierige Neuanfang
der Verwaltung vor 50 Jahren*

DIETRICH BEHREND

„Berlin kämpft unter dem Befehl des Führers“, lautet die Schlagzeile des Nazi-Organs „Völkischer Beobachter“ vom 25. April 1945. „Der Panzerbär“, das „Kampfblatt für die Verteidiger Groß-Berlins“, meldet: „Der Kampf um den Stadtkern entbrannt.“ In Oberhausen ist der Krieg zu diesem Zeitpunkt schon zwei Wochen vorbei, werden im Rathaus an der Schwartzstraße die ersten Maßnahmen zur Versorgung der Bevölkerung – von 192000 Einwohnern vor dem Krieg leben noch 96000 in den Trümmern der zerbombten Stadt – und zur Ankurbelung der Wirtschaft getroffen. Vom 25. April 1945 ist eine Anordnung des Oberbürgermeisters datiert, in der die Bürger aufgefordert werden, „im Interesse des Wirtschaftslebens und vor allem der Sicherung der Ernährung Groß-Oberhausens“ alle herrenlos abgestellten Personen- und Lastwagen, die der Krieg im Stadtgebiet zurückgelassen hat, „sowie alles sonstige

dem Reich bzw. der Stadt gehörige Gut, unbewohnte Häuser und Wohnungen und herrenlose Möbel“ in den Rathäusern Alt-Oberhausen, Sterkrade oder Osterfeld zu melden. Zugleich macht man sich im Rathaus Sorgen um die Verkehrssicherheit. Am 26. April warnt der Oberbürgermeister Fußgänger und Radfahrer vor den mit überhöhter Geschwindigkeit durch die an vielen Stellen durch Trümmerschutt eingeeengten Straßen preschenden Militärlastwagen der Amerikaner.

Weil es viel mitzuteilen gibt, die ersten von der Besatzung herausgegebenen Zeitungen aber keinen bzw. nur recht bescheidenen Lokalteil aufweisen, bringt die Stadtverwaltung ein eigenes Amtsblatt heraus. Die erste Ausgabe erscheint „Im Einvernehmen mit der Alliierten Militärbehörde“ am 7. Mai 1945. dem Tag, an dem Generaladmiral v. Friedeburg und Generaloberst Jodl in der Ecole Technique zu

Reims die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht unterschreiben. Gedruckt wird beim General-Anzeiger, dessen technischer Betrieb den Bombenkrieg halbwegs überstanden hat. So lange der Vorrat reicht, ist das Blatt für einen Groschen zu haben. Die Amtsblatt-Ausgaben des Jahres 1945 dokumentieren den Neubeginn vor 50 Jahren, das Bemühen der Verantwortlichen, in dem Trümmerhaufen, den das Dritte Reich hinterlassen hat, die größte Not zu lindern.

Plünderer vors Kriegsgericht

Die Überschrift „Plünderer kommen vor das Kriegsgericht“ wirft ein Schlaglicht auf die Situation in unserer Stadt nach dem Einmarsch der Amerikaner. In den letzten Tagen seien erhebliche Plünderungen in Geschäften und Privathaushalten festgestellt worden, heißt es in dem Bericht im Blatt Nr. 1. Die Täter werden aufgefordert, die gestohlenen Sachen innerhalb von 24 Stunden im Kaufhaus Magis an der Marktstraße abzuliefern. Es sei nicht nur von Ausländern, sondern leider auch von Personen aus Oberhausen geplündert worden. Die Verwaltung mahnt: „Nichtablieferung zieht die strengsten Strafen vom Kriegsgericht nach sich.“ Das alliierte Kriegsgericht nimmt Mitte Mai seine Tätigkeit im Amtsgericht auf.

Lebenswichtig für die Bevölkerung ist die in der ersten Ausgabe abgedruckte Übersicht über „die zur Ausgabe vorgesehenen Mengen an Lebensmitteln und Seifenartikeln in der 75. Versorgungsperiode“ vom 30. April – an diesem Tag jagt sich Hitler in seinem Berliner Bunker eine Pistolenkugel in den Mund, nimmt seine ihm am Tag zuvor in einer gespenstischen Szene standesamtlich angetraute Frau

Bekanntmachungen Stadtverwaltung Oberhausen

Im Einvernehmen mit der alliierten Militärregierung

Verkaufspreis 10 Pfennig

1. Mai 1945

Government
Area of Control
**Office to the
Municipality**
1945 every person is prohi-
bide his house or place of
of 21.00 and 5.30 except
the of Military Government
only for essential workers
Jama persons such as doc-
s
a time, profession and route
is granted in order that the
their farms and gardens. All
to utilize available land to
of military government

Government
Identity cards
1) at all times carry their
on their person and will
any time on demand.
contravening this notice are
in prosecution in Military

By Order of
Military Government

mdrcers

Militärregierung Deutschland.
Kontrollgebiet des Obersten Befehlshabers

Bekanntmachung An die Zivilbevölkerung!

Mit Wirkung vom 28. April 1945 ist es ver-
boten, sich in der Zeit von 21 Uhr bis 5.30 Uhr
morgens außer dem Hause oder außerhalb seiner
Arbeitsstätte aufzuhalten, es sei denn, daß jemand
sich im Besitze eines von der Militärregierung
unterzeichneten Passierscheines befindet.
Passierscheine werden nur für wesentliche An-
gaben und Berufszwecke ausgestellt. Genaue
weise an Ärzte, Krankenschwestern und Geist-
liche. Sämtliche Ausweise enthalten Zeit, Zweck
und Wegrichtung.

Die Verlängerung der bisherigen Passierzeit ist
eingeführt worden, damit die Leute ihre Land-
und Gartenarbeit verrichten können. Die Bewilli-
gung wird daher angewiesen, zur Erzeugung von
Nahrungsmitteln alles verfügbare Land nutzbar zu
machen.

Auf Anordnung der Militärregierung.

Militärregierung

Troden der Ausweiskarte

1. Jedermann hat ständig seine behördliche Per-
sonalausweiskarte bei sich zu tragen und sie auf
Verlangen vorzulegen.
2. Wer gegen diese Bekanntmachung zuwid-
erhandelt, ist zu verhaften und militärgerichtlich zu
verfolgen.

Im Auftrage
der Militärregierung.

Prücker

des Oberbürgermeisters

Eva, geborene Braun, Gift – bis zum
27. Mai 1945. Im Auftrag der Militär-
regierung ruft der Oberbürgermei-
ster alle deutschen Arbeitnehmer
einschließlich Lehrlinge auf, sich
an ihren früheren Arbeitsstätten
einzufinden. Arbeitnehmer ohne
festen Arbeitsplatz haben sich im
Arbeitsamt zu melden. Wer sich vor
der Arbeit drückt, keine Bescheini-
gung des Arbeitsamtes vorweisen
kann, erhält keine Lebensmittelkar-
ten.

Die Ausgabe vom 19. Mai meldet
die Aufhebung der Verdunkelung.
Fronleichnam dürfen die Gläubi-
gen nur in der Kirche bzw. auf kir-
cheneigenem Gelände feiern. „Aus
militärischen Gründen“ untersagt
der kommandierende General der
Amerikaner Prozessionen auf der
Straße. Am Festtag – es ist der
31. Mai – muß wie an Werktagen
gearbeitet werden. Für die Lebens-
mittelkartenausgabe am 27. Mai,

Notice

In order to give the town a clean and decent
aspect the heaps of rubbish and ruins must be
removed from the streets and pavements. Especial-
ly the gutters must be cleaned. The local board for
cleaning alone cannot do the work.
Therefore the citizens are directed to remove
rubbish and ruins from the streets and pavements
into totally destroyed houses or to places of
rubbish. This shall be done in joint action **every**
the streets and gutters are to be cleaned regularly.
Everybody is expected to follow the **order** in
order to avoid compulsion by the Allied Military
Government.

Oberhausen, April 25 1945

The Chief Mayor.

Notice

The population is once more urgently requested
to cultivate and plant all available soil that can
be utilized to supply the population with food. In order
to utilize all those areas, house-gardens of destroyed
houses or green squares of the town, the admini-
stration has assigned offices which can receive
application and settle the taking or letting up
of the same. The taking up here will be valid only to
October 31 of this year. Plans and permits will be
reserved to those entitled for use, according to
desire, otherwise, they will get a compensation.

The offices are:

1. Liegenschaftsamt, Haupt-Rathaus, Zimmer 172,
334, 336, Telefon 3612, Kleinposten 303, 304, 320.
2. Administration, O-Oberfeld, Tiefbauamt.
3. Administration, O-Oberfeld, Tiefbauamt.

All owners of landplots not cultivated but
the time being, or those who are entitled to use
the same are requested to announce their desire

Anruf!

Zur Schaffung geordneter Verhältnisse im Stadt-
gebiet müssen die Schuttberge von den Straßen
und Gehwegen schnellstens entfernt und insbeson-
dere die Straßenrinnen freigegeben werden. Das
sädtliche Reinigungsmittel kann allein diese Arbeit
nicht bewältigen.

Die Bürgerwehr wird aber aufgefordert, in ge-
meinsamer Arbeit in den einzelnen Straßenzügen
den Schutt von den Straßen und Gehwegen in total
zerstörte Häuser oder auf bereits bestehende
Schuttplätze außerhalb der Straße abzuliefern und
die Straßen- und Rinnenreinigung weiterhin lau-
fend durchzuführen.

Es wird erwartet, daß diese Aufbesserung aus-
sichtsreichste Folge der Tätigkeit der Bürgerwehr
nehmen der Beauftragungsbehörde vermeiden werden.
Oberhausen (Rhld.), den 25. April 1945

Der Oberbürgermeister.

Bekanntmachung

Die Bevölkerung wird nochmals dringend darauf
hingewiesen, daß sämtliche öffentlich zugängliche
Gründe und Stellen für die Verweidung sofort zu
benutzen sind und zu benutzen. Ein der lokal
bestimmten Flächen, Hauswänden aus-
gewählter Häuser sowie auf den Straßen
bestimmten Stellen eingeschrieben werden, die die
Anmeldungen entgegenzunehmen und die An-
forderungen vornehmen. Die Prüfung gilt
Verpflichtungen erheben. Die Prüfung gilt
nämlich nur bis zum 31. Oktober dieses Jahres. Ober-
flächen und Beerenfrüchte sollen den Mitbewerbern
auf Wunsch erhalten oder entsprechend entschädigt
werden.

Die Vermittlungsstellen sind:

1. Liegenschaftsamt, Haupt-Rathaus, Zimmer 172,
334, 336, Telefon 3612, Kleinposten 303, 304, 320.
2. Verwaltungsbüro, O-Oberfeld, Tiefbauamt.
3. Verwaltungsbüro, O-Oberfeld, Tiefbauamt.

Alle Eigentümer sind, Verpächter und Mieter

Vom 7. Mai 1945 datiert ist die
erste Ausgabe der „Bekannt-
machungen der Stadtverwal-
tung Oberhausen“, die kurze
Zeit später in „Amtsblatt der
Stadtverwaltung“ umbenannt
wurden und mit dem Stadt-
wappen im Kopf erschienen.
Die ersten Ausgaben wurden
zweisprachig, in Deutsch und
Englisch, gedruckt, Verkaufs-
preis 10 Pfennig.

einem Sonntag, „müssen alle
männlichen Personen im Alter von
16 bis 65 Jahren eine Bescheinigung
ihres Arbeitgebers vorlegen, daß
die festgesetzten Arbeitsstunden
auch tatsächlich geleistet worden
sind“.

Sirene kündigt Sperrzeit an

Als Folge des übertriebenen Si-
cherheitsbedürfnisses der Besatzer
haben sich die Oberhausener an
feste Ausgehzeiten zu halten, um
22 Uhr beginnt die Sperrstunden-
zeit. Weil aber nur wenige Leute
eine Uhr bei sich tragen, aktiviert

die Verwaltung laut Mitteilung im
Amtsblatt vom 1. Juni wieder die
Luftschuttsirenen. Als Vorwarnung
heulen um 21.45 Uhr die Sirenen
wie im Bombenkrieg Vollalarm,
um 22 Uhr folgt das Entwarnungs-
zeichen. Das Amtsblatt: „Wenn der
letzte Ton dieses Warnzeichens ver-
hallt ist, müssen alle Personen im
Haus sein.“ Probleme bereitet der
Siegermacht die Versorgung der
deutschen Kriegsgefangenen. Die
Bevölkerung wird deshalb aufge-
fordert, für die Kriegsgefangenenla-
ger Kleidung, Betten, Küchengerät
und Werkzeug zu spenden.

Ausführlich wird in der 1. Juni-
Ausgabe über die Umbenennung
von Straßen und Plätzen berichtet.
In der Regel erhalten die im Dritten
Reich nach Nazi-Größen umbe-
nannten Straßen ihren alten Na-
men zurück. Zu den Ausnahmen
zählt der Adolf-Hitler-Platz (vor
1933 Industrieplatz), der zum Frie-
densplatz wird. Dazu die Verwal-
tung: „Die Platzanlage ist die
schönste in unserer Stadt. Ihre neue
Bezeichnung soll versinnbildlichen,
welch enorme Bedeutung
dem hohen Gut des Friedens, insbe-
sondere des Völkerfriedens, beizu-
messen ist.“ Eine Straße wird für die
Schandtatens ihres bisherigen Na-
mensgebers bestraft. Die Umbene-
nung der Josef-Goebbels-Straße in
Krummer Weg wird wie folgt be-
gründet: „Mit dieser Bezeichnung
soll der Abscheu vor diesem Schur-
ken und Verbrecher zum Ausdruck
kommen.“

Anfang Juni lösen Engländer die
Amerikaner als Besatzer ab. Der
englische Stadtkommandant Major
A. H. Mitchell meldet sich im Amts-
blatt vom 8. Juni mit einer Warnung
an die Oberhausener zu Wort. Bei
der Rückkehr der ersten deutschen
Kriegsgefangenen in die Heimat
sollen „öffentliche Feiern oder Be-

willkommungen irgendwelcher Art“ untersagt. Mitchell: „Es werden Schritte unternommen, die Menge zu zerstreuen, die sich an Durchgangs- und Entlassungsstellen versammeln.“ In dieser Ausgabe findet sich auch ein Hinweis auf die Vorbereitungen zur Wiedereröffnung zunächst der Volksschulen. Die Eltern werden aufgerufen, Schulkinder anzumelden.

Im Blatt vom 18. Juni werden die ersten Urteile des englischen Militärgerichts Oberhausen veröffentlicht, die Verurteilten werden namentlich, oft auch mit Anschrift genannt. So muß eine Frau Helga T. 150 Reichsmark zahlen, weil sie die Sperrzeit nicht eingehalten und sich auch noch der Festnahme widersetzt hat. Drei Monate Haft und eine Geldstrafe von 500 RM handeln sich drei Oberhausener wegen Schwarzhandels mit Fleisch ein, für zwei Monate in den Knast muß ein Oberhausener, der Fleisch zu Wucherpreisen ohne Karten gekauft hat. Die meisten Verurteilungen erfolgen wegen Diebstahls: ein Hinweis auf die damalige Notlage. Mit bis zu 1 Jahr Gefängnis wird Arbeitsverweigerung hart bestraft.

Inzwischen ist der Eisenbahnverkehr wieder in Gang gekommen, erste Bahnverbindungen werden im Amtsblatt vom 23. Juni mitgeteilt. Auf der Köln-Mindener Strecke verkehren zwischen Duisburg und Hamm immerhin schon acht Zugpaare. Reisende nach Meiderich und Hamborn müssen an den zerstörten Kanalbrücken umsteigen. Eine planmäßige Enttrümmerung läßt noch auf sich warten, die Stadtverwaltung muß die Bürger auffordern, „Straßen unverzüglich von Glassplittern zu reinigen.“

„Mutig und kraftvoll“

In der Ausgabe vom 16. Juli stellt sich Paul Haendly, bis 1934 als



So sieht das Rathaus auf dem Galgenberg bei Kriegsende 1945 aus. Die Eingangsfront an der Schwartzstraße ist durch Bombentreffer erheblich beschädigt, das benachbarte alte Rathaus bietet sich als Ruine dar. Am 28. März 1945 läßt der letzte Nazi-Oberbürgermeister Bollmann dem Schuldezernenten Dr. Schnöring mitteilen: „Die Verwaltung muß sich nach Detmold absetzen, Sie bleiben hier und übernehmen die verantwortliche Führung der Stadtgeschäfte.“ Schnöring bleibt mit etwa 50 Beamten zurück. Am 12. April erscheint US-Kommandant Major Lunt im Rathaus und bringt den Holländer Thyssen als Oberbürgermeister mit.



Kleinstadtbürgermeister im Eichsfeld und anschließend als Volkswirt tätig, als von der britischen Militärregierung eingesetzter kommissarischer Oberbürgermeister vor, der die Amtsgeschäfte inzwischen übernommen hat. „Die uns bedrückende Not ist von nie gekannter Größe, der Weg aus dem Abgrund und Chaos wird lang und hart sein“, schreibt das neue Stadt-

Der Bombenkrieg hinterließ in unserer Stadt eine Trümmerlandschaft, hier die untere Marktstraße nach einem Luftangriff. Noch Ende Juni 1945 muß die Stadtverwaltung die Bürger dringend auffordern, die Straßen von Glassplittern zu säubern. Die planmäßige, von einem Trümmeramt gesteuerte Enttrümmerung kommt erst im Frühjahr 1946 in Gang.



Weniger als die Hälfte der ehemals 195 000 Oberhausener erlebt das Kriegsende in unserer Stadt am 11. April 1945. Mehr als 40 vH. der Gebäude sind zerstört oder schwer beschädigt, im Stadtgebiet liegen 1,6 Mio. Kubikmeter Schutt. Der Adolf-Hitler-Platz – das Foto entstand nach einem Luftangriff – wird 1945 in Friedensplatz umbenannt. In Erinnerung an die Styrumer Eisenindustrie hieß die Platzanlage vor der Nazizeit Industriepplatz.

In den Trümmern unserer Stadt herrscht im ersten Nachkriegswinter furchtbare Not. Obwohl es in den Sommer- und Herbstmonaten 1945 gelingt, 13 914 Wohnungen winterfest zu machen, hausen noch Tausende von Menschen unter primitiven Verhältnissen. Zur Wohnungsnot kommt die katastrophale Ernährungslage, die noch dadurch verschärft wird, daß die evakuierten Oberhausener in ihre Heimatstadt zurückströmen und die Stadt zudem noch 4000 Ostflüchtlinge aufnehmen muß. Bis Mitte 1946 steigt die Einwohnerzahl wieder auf 173 000.

überhaupt in seinem Amtsblatt. „Wir wollen an den Wiederaufbau gehen, mutig und kraftvoll.“

Oberhausens erster Nachkriegs-Oberbürgermeister und Haendly-Vorgänger, der Niederländer Wilhelm Thyssen, war durch puren Zufall zu seinem Amt gekommen, an dem er nur kurze Freude hatte. Der in einem hiesigen Werk der Isolierbranche beschäftigte Industriekaufmann mit dem berühmten Namen beobachtet am 11. April mit ande-

ren Neugierigen vom Straßenrand aus den Einmarsch der Amerikaner in Alt-Oberhausen und fällt einem US-Offizier durch seine englischen Sprachkenntnisse auf. Am folgenden Tag stellt sich dem Schuldezernenten Dr. Schnöring, der als einziger Beigeordneter mit weniger als 50 Beamten im Rathaus die Stellung gehalten hat, ein US-Major Lunt als Stadtkommandant der Besatzungsmacht vor. Lunt präsentiert Thyssen als Oberbürgermeister. Mit den Amerikanern kommt Thyssen ganz gut zurecht, nicht aber mit den Engländern. Als er den Raum betritt, in dem Engländer die neuen Personalakten ausgeben, behält Thyssen den Hut auf dem Kopf und die Zigarette im Mund, was einem Tommy mißfällt. Es hilft Thyssen auch nichts, daß er sich als Oberbürgermeister zu erkennen gibt, in einem Handgemenge wird er zusammengeschlagen. Er landet sogar im Kittchen, aus dem ihm seine Frau mit einer Kaution von 3000 RM herausholen muß.

Befehle entgegennehmen

Für wenige Tage bildet Dr. Schnöring wieder allein die Verwaltungsspitze, am 11. Juni erhält er Verstärkung aus Mülheim. Die Engländer holen den von der Militärregierung mit der Leitung des dortigen Arbeitsamtes beauftragten Amtmann Georg Kaeßler und damit den Mann als Stadtrat (Beigeordneter) nach Oberhausen, der am Wiederaufbau der Verwaltung unserer Stadt nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches entscheidenden Anteil hat. Der Stadtkommandant überträgt ihm die damals wichtigsten Dezernate, u. a. das Ernährungs- und Wirtschafts-, Besatzungs-, Kriegsschäden- und Wohnungsamt. Später erinnert sich der 1993 im hohen Alter gestorbene Verwaltungsexperte und Kommu-

nalpolitiker: „Im Rathaus sah es nicht vertrauenserweckend aus. Die Militärregierung mit ihren Stäben und deutschen Mitarbeitern hatte einen erheblichen Teil der Räume requiriert und regierte diktatorisch. Täglich morgens um 9 Uhr warteten Dr. Schnöring und ich vor der Tür des Kommandanten, um Bericht zu erstatten und Befehle entgegenzunehmen. Dieses Klima behagte mir gar nicht, später wurde es besser.“

Bei der Amtseinführung von Karl Haendly Anfang Juli macht der



Der Union Jack im Oberhausener Rathaus: In der ersten Sitzung des von 12 auf 22 Mitglieder erweiterten Bürgerrats Ende November 1945 belehrt Stadtkommandant Major Mitchell, auf seine Reitpeitsche gestützt, seine deutschen Zuhörer über das Wesen der Demokratie. Links neben Mitchell auf der Regierungsbank „Oberbürgermeister Haendly, Schuldezernent Dr. Schnöring, Verwaltungsdirektor Mömken und ganz links Stadtbaurat Prof. Hetzelt, rechts neben Mitchell der als Übersetzer fungierende Schuldirektor Dr. Schäfer, Bürgermeister Kaeßler und Stadtkämmerer Dr. Behrends, der während der Nazizeit zwangspensioniert war.

Stadtkommandant deutlich, daß den Anordnungen des Oberbürgermeisters in gleicher Weise Folge zu leisten sei, als wenn diese unmittelbar von der Militärregierung erfolgen würden. Für die Stadtverwaltung wie auch für weitere Behörden war der Oberbürgermeister der Militärregierung gegenüber allein verantwortlich. Bis zum Herbst wird das Beigeordnetenkollegium mit Dr. Behrends, der die Stadtkämmerei übernimmt, und Stadtbaurat Prof. Hetzelt vervollständigt, Kaeßler Anfang Oktober Bürgermeister und damit Stellvertreter des Oberbürgermeisters. Wegen ihrer Zugehörigkeit zur NSDAP werden bis Mitte Oktober über 400 Stadtbedienstete von der Militärregierung entlassen. In einer Chronik der Verwaltung über den Neuanfang heißt

es: „Ein kleiner, aber sehr zuverlässiger Stamm vor allem älterer Beamten, die nicht vom Nazigeist infiziert worden waren, bildete den Kern der mittleren und unteren Beamtenschaft.“

Im Amtsblatt vom 16. Juli gibt Haendly die mit Genehmigung der Militärregierung erfolgte Bildung eines beratenden Ausschusses von 12 Männern aus allen Kreisen der Bürgerschaft bekannt. Dieses Gremium soll den Kontakt zwischen Verwaltung und Bürgerschaft verbessern, den Oberbürgermeister

über Wünsche und Anliegen der Bevölkerung unterrichten und ihn bei den zu treffenden Maßnahmen unterstützen. „Ein neuer Abschnitt in der Stadtgeschichte hat begonnen“, schreibt der Oberbürgermeister im Amtsblatt. „Wir wollen unsere Arbeit tun, ein jeder, der guten Willens ist, helfe dabei mit auf dem Platz, auf den er gestellt ist.“ Der Ausschuß ist als erster bescheidener Beginn einer demokratischen Selbstverwaltung zu werten. Das Gremium wird im November auf 22 Mitglieder erweitert.

Tragödie im Halbachtal

Unter der Überschrift „KLV-Nachrichten“ erscheinen ab 3. August im Amtsblatt regelmäßige Mitteilungen für Eltern von in den letzten Kriegsjahren in bombensichere Gebiete verschickten Kindern (Kinderlandverschickung), die noch nicht nach Oberhausen zurückgekehrt sind. Nicht alle Eltern können ihre Kinder wieder in die Arme schließen. Im Auftrag eines mit einer Schülergruppe in den Alpen sitzenden Lehrers schlägt sich ein 15jähriger bis Oberhausen durch, meldet sich im Rathaus bei Lehrern, die dort für den Stadtkommandanten als Übersetzer arbeiten und berichten von der Tragödie im Halbachtal südlich von St. Pölten in Österreich.

Am 1. April befindet sich eine Gruppe von 200 Schülerinnen der Mädchen-Oberschulen Oberhausen und Sterkrade mit ihren Betreuern bzw. Betreuerinnen vom KLV-Quartier Maria Schutz am Semmering aus auf der überstürzten Flucht vor den russischen Panzern. Der Führer einer Fahrzeugkolonne der Wehrmacht läßt die Mädchen auf die mit Munitionskisten beladenen Lastwagen klettern. Kurz vor der Ortschaft Kleinzell kommt ein LKW auf dem Schneematsch am Straßenrand ins Rutschen und kippt um. 13 Schülerinnen im Alter von 13 bis 16 Jahren ertrinken in dem durch die Schneeschmelze angeschwollenen Halbachtal bzw. werden von den nachrutschenden Munitionskisten erschlagen. Auf dem Friedhof von Kleinzell werden sie in einem Gemeinschaftsgrab bestattet. „Diese Oberhausener Mädchen zählen zu den Opfern der letzten sechs Jahre, die dem deutschen Volk so unendlich viel Leid gebracht haben“, führt Oberbürgermeister Haendly in einer Trauerfeier der Mädchen-Oberschule



Im Halbachtal zwischen Semmering und St. Pölten (Niederösterreich) erinnert an einer Felswand eine Steinplatte an das schwere Unglück, bei dem auf der Flucht vor den Russen am 1. April 1945 dreizehn Schülerinnen der in der Evakuierung (Kinderlandverschickung) vereinigten Mädchenoberschulen Oberhausen und Sterkrade/Osterfeld ihr junges Leben verloren, als ein Webrachtsfahrzeug in den im Frühjahr reißenden Halbach stürzte. Auch zwei Wiener Mädchen, ein Junge und zwei Soldaten fanden den Tod. Der Initiative ehemaliger

Schülerinnen vor allem der Realschullehrerin i. R. Mathilde Müller, ist es zu danken, daß die alte, im Laufe der Jahre unansehnlich gewordene Marmorplatte an der Unfallstelle mit teilweise unleserlicher Schrift (oberes Bild) im Sommer 1994 durch eine Platte aus grauem Granit mit weißer Schrift ersetzt werden konnte. Das erforderliche Geld wurde auf dem 35. Jahrestreffen des Vereins ehemaliger Schülerinnen gesammelt. Die Unfallopfer wurden vor 50 Jahren auf dem Friedhof des nächsten Ortes – Kleinzell – in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt. Das

untere Privatfoto zeigt, wie sich die Grabstätte heute dem Besucher darbietet: ein Steinkreuz, flankiert von zwei Grabsteinen mit den Namen der Opfer. Die Namen der 13 bis 16 Jahre alten Mädchen von der Städt. Oberschule Sterkrade/Osterfeld: Anneliese Drießen, Lore Koppers, Christel Krämer, Hedwig Marx, Anne Schreiber, Irmgard Siempelkamp, Hildegard van Treeck und Christa Wodkowski. Die Unfallopfer als Alt-Oberhausen: Margot Bachmann, Elsbeth Schiffmann, Inge Tilch, Annemarie Gülker und Ursula Schober.



Oberhausen am 28. Oktober im Vincenzhaus aus. Ihnen, die fern der Heimat ihr Leben ließen, könne er keine Blumen aufs Grab legen, im Geiste aber als Oberbürgermeister dieser so schwer geprüften Industriestadt einen Kranz der Liebe und Erinnerung.

Das erste Nachkriegskonzert

„Wiederaufbau in Oberhausen“ lautet die Amtsblatt-Schlagzeile vom 24. August. Der Oberbürgermeister appelliert an die jungen Männer, sich für das Baugewerbe zu entscheiden: „In eure Hände wird ein Hauptteil des Wiederaufbaus unserer Stadt gelegt werden.“ Ein weiterer Bericht befaßt sich mit der Beseitigung von Trümmerstätten und der Wiedergewinnung von Baustoffen. Am Sonntag, 26. August, findet in einem notdürftig abgedeckten Kinosaal an der Marktstraße das erste Nachkriegs-Symphoniekonzert statt. Städt. Musikdirektor Werner Trenkner dirigiert das Städt. Orchester Essen, es singt die Sopranistin Maria Trenkner-Caroni. Oberhausens Musikfreunde, die das Glück haben, eine Eintrittskarte zum Preis von 2 bis 5 RM zu ergattern, hören Werke von Beethoven und Brahms. Das Stadttheater in eigener Regie zu betreiben, sieht sich die Verwaltung vorerst nicht in der Lage. Man wählt deshalb eine heute wieder aktuelle Methode: Der Theaterbetrieb wird einer GmbH übertragen, deren Gründung am 30. Oktober erfolgt. Aus Hagen wird der dortige stellv. Intendant und Sänger Josef Heckhausen nach Oberhausen verpflichtet. Die Stadttheater GmbH startet Anfang Dezember mit einem Opern- und Operettenabend im Sterkrader Kaiserhofsaal, der bis zur Wiederherstellung des Hauses am Ebertplatz als Spielstätte dient.

Aus einer Amtsblatt-Mitteilung

vom 11. September geht hervor, daß auf einigen Straßen und Plätzen noch Straßenbahnwagen herumstehen. Es wird „aufs schärfste“ davor gewarnt, aus den Wagen „irgendwas zu entnehmen oder zu stehlen.“ Von den 38 Kilometern des Straßenbahn-Streckennetzes sind bis 1. Oktober erst 18 in Betrieb genommen. Wegen der Brückensprengungen ist die Verbindung mit Sterkrade und Osterfeld unterbrochen, in diesen Stadtteilen werden ab 5. September Omnibusse

die Züge nicht mehr bewältigen, die Betriebssicherheit nicht gewährleisten. Die Bahn droht mit einer radikalen Drosselung des Reiseverkehrs, „wenn der Hamsterverkehr nicht gestoppt wird.“ Ab 1. November können Fernzüge nur mit Zulassungskarten benutzt werden. Eine solche Karte erhält nur, wem eine Behörde, öffentlich-rechtliche Körperschaft oder Berufskammer bescheinigt, daß es sich um eine zwingend notwendige Dienstreise handelt.



Zufrieden im Sessel zurückgelehnt nimmt der englische Stadtkommandant Major Mitchell in der ersten Sitzung des erweiterten Bürgerrates am 27. November 1945 die von Oberbürgermeister Haendly an ihn gerichteten Worte des Dankes für die gute Zusammenarbeit zwischen Militärregierung und Stadtverwaltung entgegen. Der Herr Kommandant, so Haendly, habe keine Bitte, „die ich im Interesse der Bevölkerung an ihn herangetragen habe, abgelehnt.“ Wie das Amtsblatt berichtet, machte der Oberbürgermeister im Anschluß an die Verpflichtung der neuen Ausschussmitglieder „längere Ausführungen über Aufgaben und Ziele der kommunalpolitischen Arbeit in der nächsten Zeit.“

eingesetzt, „soweit es die augenblicklichen Betriebsmittel erlauben.“ Am 23. Dezember rollt die erste Straßenbahn über die von der GHJ im Schnellverfahren errichtete Stahlbrücke, die eine Behelfsbrücke ersetzt, von Oberhausen Altmarkt nach Sterkrade.

Anfang Oktober wird zum Abonnement der Städtischen Konzerte 1945/46 eingeladen, die erste Probe des Städtischen Musikvereins für die Aufführung der 9. Symphonie von Beethoven wird am 9. Oktober im Vincenzhaus abgehalten. Von der Neunten werden die Menschen aber nicht satt, der Hunger treibt die Städter zum Hamstern hinaus aufs Land. Die Reichsbahn, die mit den Loks und Waggons auskommen muß, die der Krieg übriggelassen hat, kann den Massenansturm auf

4000 Flüchtlinge aus dem Osten

Neben der Wohnungsnot bereitet die katastrophale Ernährungslage der Verwaltung die größte Sorge. In der schon erwähnten Dokumentation der Verwaltung über den Neuanfang liest man dazu: „Der Kampf gegen den Hunger hatte den Vorrang vor allem, von der Bevölkerung mußte viel, oft zuviel an Entbehren verlangt werden. Es kam alles darauf an, das klapperdürre Gespenst des Hungers zu bannen.“ Der Kampf der Verwaltung

gegen den Hunger wird noch dadurch erschwert, daß trotz der für die Stadt geltenden Zuzugssperre die evakuierten Oberhausener, die in den anderen Besatzungszonen und in Österreich zur Rückkehr gedrängt werden, in das Stadtgebiet zurückströmen. Außerdem muß Oberhausen 4000 Flüchtlinge aus dem Osten aufnehmen. Oberbürgermeister Haendly in einem Aufruf an die Bevölkerung: „Es sind unsere Landsleute, die wir aus menschlichem und christlichem Erbarmen nicht dem Tod auf der Landstraße preisgeben werden.“ Im November steigt die Einwohnerzahl wieder auf über 170 000 an, die Säuglingssterblichkeit als Folge der unzureichenden Ernährung auf 18,5 vH.

Kartoffeln für die Bergleute

Ende November sehen sich die Behörden gezwungen, die Kartoffel-Wochenration von vier Pfund je Kopf der Bevölkerung auf die Hälfte zu reduzieren. Mit den vorwiegend aus Bayern herbeigeschafften Erdäpfeln müssen außer den „Normalverbrauchern“ auch die Zechenküchen beliefert werden. In der Bergbaustadt Oberhausen mit mehreren Schachtanlagen bleibt deshalb für die übrige Bevölkerung nicht viel übrig. Ausschließlich für die Warmverpflegung der Bergleute bestimmt sind 537 t Kartoffeln aus Irland, die im Dezember im Concordiahafen ausgeladen werden. Für die Nichtbergleute schlimm bestellt ist es auch mit der Brennstoffversorgung. Im Amtsblatt vom 21. September wird die Bevölkerung darauf aufmerksam gemacht, daß sie im nächsten Winter zum Kochen und Heizen Kohle durch Brennholz ersetzen muß. Die Verwaltung setzt Aufräumtruppen ein, die das in den Trümmern liegende Holz bergen. Weitere Brennholz-

An alle, die guten Willens!

Zwischen den Jahren, inmitten der Zeiten zwischen den Kriegshandlungen und dem Frieden, fehlt den Zeitgenossen von heute noch jeder ausgeglichene und wohlorientierte Maßstab. Alle Bande des Lebens sind aufs Schwerste erschüttert. Gleitet der Scheinwerfer der Betrachtung nur flüchtig hinweg über die Ereignisse, die hinter uns liegen, über den Nazismus mit seiner schamlosen Tyrannei, seiner frischen Sophistik und schonungslosen Brutalität, die Kriegseignisse, die unerhört und furchtbar in ihrer Art stündlich am Kriege unbeteiligte Greise, Frauen und Kinder bedrohten und vernichteten, so kommt uns der Wandel seit dem letzten Weihnachtsfest, das wir in unseren Städten in Erdlöchern, Kellern und Bunkern erleben mußten, zum Bewußtsein. Das Antlitz der Heimat hat sich grundlegend verändert.

Das Urteil über die bewegenden Kräfte, die handelnden Personen an der Spitze und die Geschehnisse, bleibt einer späteren Zeit vorbehalten.

Eine Tür zu einer neuen Welt ist aufgestoßen. Das vor uns liegende Blickfeld gestattet in seinen Perspektiven nur eine relative Ausschau in die Zukunft. Eines wissen wir nämlich, daß die Erbschaft der letzten zwölf Jahre furchtbar und folgenschwer, und daß der Weg des Neuaufbaues unendlich hart und schwer sein wird, eine Aufgabe, an der zu arbeiten selbst die Mutigsten verzagen könnten. Das Leben geht weiter und verlangt gebieterisch sein Recht. Die Arbeit muß geleistet werden. Während wir selbst die Engländer in unserem Lande haben, die mit uns arbeiten, klingt uns tröstlich das Wort eines vor 150 Jahren geborenen großen Engländers Thomas Carlyle als Losung herüber: „Arbeiten, arbeiten und nicht verzweifeln!“.

Es kommt uns zum Bewußtsein, daß uns nur eigene, zähe und unermüdete Arbeit helfen kann, daß aber ebenso notwendig ist eine

vertrauensvolle und ehrliche Zusammenarbeit mit der britischen Militärregierung. Ich habe die feste Überzeugung, daß diese in jeder Weise bemüht ist zu helfen, und daß eine konstruktive Aufbauarbeit ohne diese Hilfe und Zusammenarbeit undenkbar ist.

Die Grundsätze des Christentums als öffentliche Lebensmaxime, wahre demokratische Haltung, Nächstenliebe und Toleranz sollen das Ideal des Gemeinschaftslebens sein, das wir Demokratie nennen. Die Organisation und Demokratisierung der kommunalen Selbstverwaltung ist im kommenden Jahre in Oberhausen einsatzbereit.

Die Not wird auch im kommenden Jahre unsere Begleiterin sein. Das Menschensögliche dagegen wird getan werden. Es trifft sich gut, daß in diesen Tagen, vor dem Beginn des Christfestes, eine Sanitätseinheit der Freunde (Quäker), deren segensreiches Wirken uns aus den Jahren nach dem vorigen Kriege in angenehmer Erinnerung in Oberhausen eingetroffen ist, um hier im Auftrage der britischen Rote-Kreuz-Kommission zu arbeiten. Wir heißen sie willkommen und wünschen ihrer Arbeit, der Hilfe von Mensch zu Mensch nach dem ewig gültigen Gleichnis vom barmherzigen Samariter, den besten Erfolg.

Am Jahresende und beim Eintritt in das neue Jahr ist mir der Dank an alle, die der Verwaltung während der letzten acht Monate geholfen haben, das Chaos von der Bevölkerung der Stadt Oberhausen abzuwenden, erste und vornehmste Pflicht. Dieser Dank an die Mitbürger und der eiserne Wille zu unverdrossener Arbeit strahlen dem Weg ins neue Jahr voraus.

Gesegnetes Christfest und ein glücklicheres neues Jahr 1946!

Oberhausen, den 22. Dezember 1945.

Der Oberbürgermeister: Haendly.



mengen werden aus den örtlichen Wäldern bereitgestellt.

13914 Wohnungen winterfest gemacht

Zum Problem Wohnungsnot: Nur 7 vH. der 53209 Wohnungen in Oberhausen aus der Vorkriegszeit haben den Bombenkrieg unbeschädigt überstanden. Stadtbaurat Hetzelt in einer Rückschau auf die Situation von 1945: „Ein Glück, daß der Krieg im Frühjahr zu Ende gewesen ist. So konnten wir wenigstens die Sommer- und Herbstmonate nutzen, 13914 Wohnungen winterfest zu machen.“ Ein Problem, das uns heute belastet, gibt es 1945 nicht: Arbeitslosigkeit. Für den Wiederaufbau wird jeder arbeitsfähige Oberhausener gebraucht. Schlagzeile der Ruhrzeitung vom 10. November: „9000 männliche Arbeitskräfte fehlen.“

In der Weihnachtsausgabe des Amtsblatts dankt der Oberbürger-

In der Weihnachtsausgabe 1945 des Oberhausener Amtsblatts wandte sich Oberbürgermeister Paul Haendly zum letzten Male an die Bürger unserer Stadt. In seinem Aufruf „An alle, die guten Willens!“ zitiert er den „vor 150 Jahren geborenen großen Engländer Thomas Carlyle“ mit den Worten: „Arbeiten, arbeiten und nicht verzweifeln!“ Am 27. Dezember wurde Haendly von der englischen Militärregierung entlassen und durch Georg Kaeßler ersetzt.

meister „allen, die der Verwaltung während der letzten acht Monate geholfen haben, das Chaos von der Bevölkerung der Stadt abzuwenden.“ Haendly weiter: „Dieser Dank an die Mitbürger und der eiserne Wille zu unverdrossener Arbeit strahlen dem Weg ins neue Jahr voraus.“ Die Besatzungsmacht meint, daß der frühere Kleinstadtbürgermeister, ein Mann von

Hat entscheidenden Anteil am Neuaufbau der Verwaltung 1945: Georg Kaeßler. Der Mülheimer Stadtammann wird Juni 1945 von der Militärregierung als Stadtrat (Beigeordneter) nach Oberhausen geholt. Am Jahresende tritt er die Nachfolge des überraschend entlassenen Oberbürgermeisters Haendly an.

schmächtiger Statur, auf Dauer den Strapazen und Anforderungen seines schwierigen Amtes nicht gewachsen sei. Am 27. Mai wird Haendly, der sicherlich guten Willens war, Oberhausen aus Not und Elend herauszuführen, entlassen. Seine Nachfolge tritt der physisch und psychisch robustere Georg Kaeßler an, der sich später erinnert: „Damit ruhte auf meinen Schultern eine große Arbeitslast und Verantwortung, was täglich von morgens bis abends die Aufbietung aller Kräfte erforderte.“

TOWER OF POWER

Der Gasometer Oberhausen feierte ein glänzendes Comeback

HELMUT KAWOHL

Die einen nennen ihn den „Tower of Power“, die anderen sprechen euphorisch, fast berauscht vom „Emscher-Louvre“. Für Professor Dr. Karl Ganser, Chef der Internationalen Bauausstellung Emscher Park (IBA), steht fest: „Hier wird noch die ganze Welt ausstellen.“ Tatsache ist: Oberhausen und das Ruhrgebiet haben ein neues Ereignis. 193 352 Menschen aus der „Wiege der Ruhrindustrie“, aus dem Ruhrgebiet, aus Nordrhein-Westfalen, aus Deutschland, aus Europa und aus Übersee, werden dies bestätigen. Sie alle hatten in den 104 Tagen vom 22. Juli bis zum 1. November 1994 ein gemeinsames Ziel: Den Oberhausener Gasometer und den Besuch der Ausstellung „Feuer und Flamme – 200 Jahre Ruhrgebiet“. Der 65 Jahre alte Industriegigant am Rhein Herne-Kanal – lange Zeit vom Abriß bedroht – feierte ein glänzendes Comeback: „Feuer und Flamme“ war 1994 die meistbesuchte historische Ausstellung der Bundesrepublik.

Der gewaltige Werbeeffect, der dabei dauerhaft für Oberhausen entstanden ist, scheint vielen noch gar nicht bewußt zu sein. Die Stadt, der es wie vielen Ruhrgebietsstädten daran mangelte, ein anspruchsvolles auswärtiges Publikum mit außergewöhnlichen oder unverwechselbaren Reizen in die Region zu locken, konnte mit der wohl originellsten Ausstellungshalle der Welt, Aussichtsturm inklusive, aus diesem Schattendasein heraustreten. Oberhausen wird man künftig nicht mehr nur mit vergangenen Fußball-Bundesligazeiten von RWO, den Internationalen Kurzfilmtagen oder rauchenden Schloten und grauer Industrietristesse in Verbindung bringen. Die gesamte bundesdeutsche Medienlandschaft zwischen Flensburg und Berchtesgaden würdigte das einmalige Projekt in zum Teil seitenlangen redaktionellen Beiträgen. Auch ausländische Medien wie das „Time Magazine“, die amerikanische Version des „Spiegel“, klärten ihre Leser dar-

über auf, daß Oberhausen ein tolles Highlight zu bieten hat, nämlich den „Tower of Power“.

Am Beispiel des Gasometers wurde eindrucksvoll unter Beweis gestellt, welch kreatives Potential zwischen Ruhr und Emscher nicht schlummert, sondern ausgelebt wird und wie Zeichen für die Zukunft des Reviers gesetzt werden können, ohne die schwerindustrielle Vergangenheit zu leugnen. Gleichzeitig war und ist der Gasometer ein ermunterndes, hoffnungsvolles Signal für die „neue Welt“, die bis 1996 auf der langjährigen Industriebrache zwischen Rhein-Herne-Kanal und Essener Straße entstehen wird. Sein grandioser Auftakt hat allerdings auch Maßstäbe gesetzt. Vielleicht wird es ja irgendwann heißen „Am Anfang war der Gasometer...“

„Dach der Stadt“

Daran, daß alles so gekommen ist, haben viele entscheidend mitgewirkt. Zuerst der Rat der Stadt, der den Mut aufgebracht hatte, in finanziell außerordentlich schwierigen Zeiten politisch die Weichen dafür zu stellen, daß die Visionen der IBA-Verantwortlichen um Professor Ganser Wirklichkeit werden konnten. Das Votum für den Erhalt des Industriedenkmals wäre vielleicht sogar deutlicher ausgefallen,

*Imposantes Bauwerk:
Der Gasometer am Rhein-
Herne-Kanal.*

hätte man alle 59 Stadtverordneten vor der geheimen Abstimmung auf dem „Galgenberg“ der Reihe nach in vier Minuten mit dem alten Wartungsaufzug auf das 117 Meter hohe „Dach der Stadt“ transportiert. Vielen Ratsmitgliedern wäre schon früher deutlich geworden, wie faszinierend allein die Vorstellung ist,

AUSSTELLUNG

**Feuer &
Flamme**

vom
22.7.

bis

1.11.

1994

hier

STADTMUSEUM
DUISBURG



hier einen Aussichtsturm mit unvergleichlichem Blick über das gesamte Ruhrgebiet und den gegenwärtig stattfindenden Strukturwandel zu schaffen.

Nachdem das Land Nordrhein-Westfalen die Millionen für den Umbau von Europas größtem Scheibengasbehälter freigegeben hatte, begannen die Mitarbeiter der Deutschen Babcock Anlagen GmbH Oberhausen um die Projektleiter Heinz Lechtenberg und Kurt Deutsch im August 1993, die Flächen auf und unter der alten Gasdruckscheibe des 350 000 Kubikmeter fassenden Hohlkörpers herzurichten und entsprechende Aufzüge für eine Fahrt auf das Dach einzubauen. Ihre hervorragende Arbeit, die von einem enormen zeitlichen Druck und immer wieder auftretenden Unwägbarkeiten geprägt war, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Ein großes Dankeschön gehört auch den Machern der Ausstellung, Historikern aus der Region um Dr. Franz-Josef Brügge-meier und die Professoren Ulrich Borsdorf, Gottfried Korff und Jürg Steiner, die bereits ein Konzept für eine industriegeschichtliche Aufarbeitung des Ruhrgebiets in der Schublade hatten, aber erst im Gasometer Oberhausen eine ideale Örtlichkeit für eine derartige Ausstellung gefunden hatten. Letztendlich war der Gasometer selbst das größte Exponat der Ausstellung.

Besucherströme

Ein Kompliment verdient haben aber auch die einzigen, die in den dreieinhalb Monaten von Juli bis November nicht immer „Feuer und Flamme“ für den Gasometer waren. Nachdem feststand, daß eine Anbindung der Ausstellungshalle über die Essener Straße aus planerischen Gründen 1994 nicht mehr realisierbar war, mußten die gewaltigen Be-

sucherströme – allein am Sonntag, 23. Oktober 1994, pilgerten 7400 Menschen zum Gasometer – durch die Wohnsiedlung am Grafenbusch geleitet werden. Ein schnell hergerichteter Parkplatz für rund 250 Autos und Busse an der Schnittstelle der Bundesstraßen 223 und 231 konnte bei diesem Andrang das Problem verständlicherweise nur lindern. Für die Besucher mag es noch interessant gewesen sein, auf ihrem Weg zum Gasometer die architektonisch reizvollen Häuser einer ehemaligen Beamtsiedlung kennenzulernen, über die Anwohner brach ein Verkehrschaos mit all seinen negativen Begleitscheinungen herein, wie sie es in dieser ruhigen und beschaulichen Siedlung noch nie erlebt hatten. Nachdem jetzt auch der letzte der knapp 200.000 Besucher wieder den Weg aus der Siedlung heraus gefunden hat, sollten allerdings auch die Grafenbuscher aufatmen und ein wenig stolz darauf sein, daß ihre Stadt mit diesem außergewöhnlichen Projekt eine ungeahnte Popularität erfuhr.

Mehr als 1000 Menschen kamen am 22. Juli 1994, einem herrlichen Sommertag, zur Eröffnung der Ausstellung „Feuer und Flamme – 200 Jahre Ruhrgebiet“. Für fast alle war

*„Feuer und Flamme“ aus
luftiger Höhe fotografiert –
ein faszinierender Anblick.*

es der erste Blick in diese Riesentonne, die sie sonst nur von weitem oder beim Vorbeifahren auf dem Emscherschnellweg sehen konnten. Zwei riesige Transparente an der Außenwand des Gasometers, der fast schon das Wahrzeichen der Stadt Oberhausen ist, wiesen deutlich auf die Ausstellung hin. Zum einen faszinierte die Besucher natür-







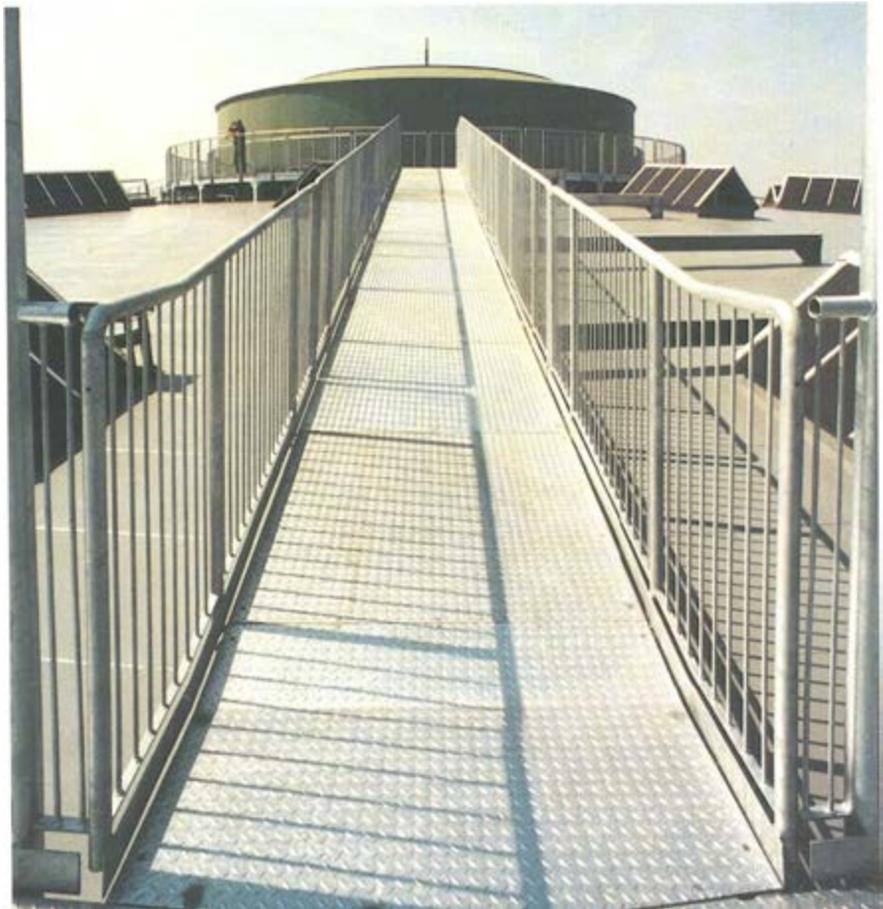
Blick in die „Manege“

Auf dem „Dach der Stadt“

lich der außergewöhnliche Blick in einen Raum, der früher nicht zu betreten war. 67 Meter Durchmesser und eine Fläche von vier Metern hat die Fläche unter der Scheibe, wo es keine natürliche Lichtquelle gibt. Über der Scheibe blickt man über 100 Meter hoch gegen das Dach mit seinen im Kreis angeordneten Fenstern. Viele mögen sich wie in einer Kathedrale gefühlt haben, in einer industriellen eben.

Gläserner Panoramaaufzug

Ein gläserner Panoramaaufzug an der Innenwand des Gasometers – eine wunderschöne Stahlkonstruktion, bei der man vermuten möchte, sie war schon immer Bestandteil des Gasometers – führte den Besucher, die Ausstellung aus einem kaum beschreibbaren Blickwinkel unter sich zurücklassend, direkt unter das Dach. Von dort ging es über

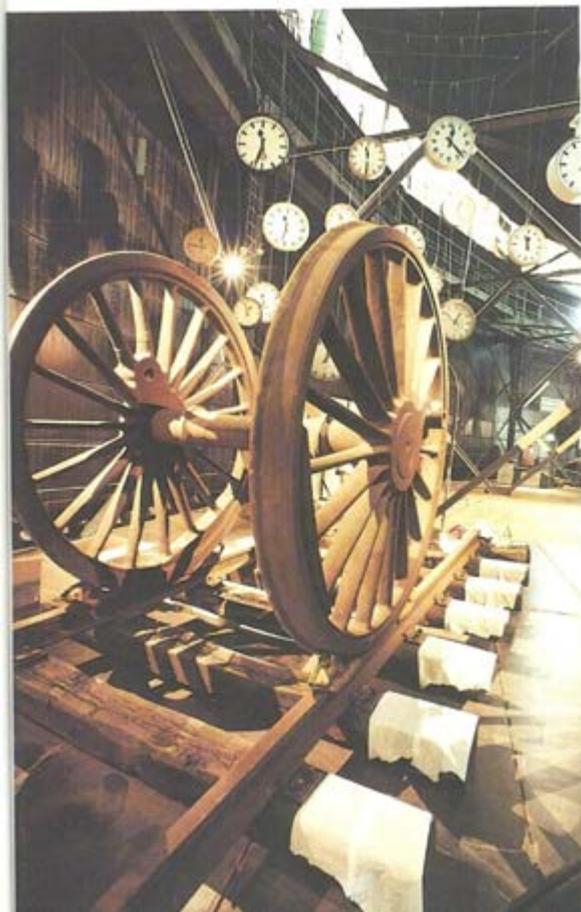




Knapp 200 000 Besucher ließen sich einen Rundgang durch 200 Jahre Ruhrgebiet nicht entgehen.



Viel Prominenz bei der Eröffnung am 21. Juli 1994.



einen Treppenturm an der Außenwand die letzten Meter hinauf bis zum Aussichtspunkt. Von drei Standorten aus konnte dann in schwindelerregender Höhe bei guten Sichtverhältnissen das echte Ruhrgebiet in einer Entfernung bis zu 35 Kilometern in Augenschein genommen werden. In unmittelbarer Umgebung Strukturwandel pur: Bauarbeiten auf dem Centro-Gelände, das abgeräumte Zechengelände für die Landesgartenschau '99 in Osterfeld oder der neue Gewerbepark Am Kaisergarten. Wem die Fahrt mit dem Aufzug nicht geheuer war, der konnte den – allerdings kraftraubenden – Marsch über 592 Treppenstufen wählen.

Die Ausstellung „Feuer und Flamme“ im Inneren des Gasometers

umfaßte 14 Abteilungen, in denen ausgewählte Aspekte der letzten 200 Jahre behandelt wurden. Im Raum unter der Scheibe begegneten die Besucher den Denkern und Machern, den Erfindern und Unternehmern, den Philosophen und Politikern, die an dieser Epoche maßgeblich mitgewirkt hatten. Statuen und Büsten von Haniel bis Krupp, von Kolping bis Karl Marx waren hier versammelt. Auch eine Büste von Adolf Hitler war ausgestellt und rief nicht selten Kopfschütteln hervor.

Durch ein stabilisierendes Stahlgerüst wie eine Torte gegliedert, präsentierte sich der Raum über der Scheibe. In den einzelnen „Stücken“ die verschiedenen Abteilungen. Eine beschäftigte sich mit dem

alltäglichen Leben der Menschen in dieser Region. „Andenken“ wurden hier gezeigt, Gegenstände des Alltags, mit denen die Oberhausener und andere Menschen aus dem Ruhrgebiet persönliche Erinnerungen verbinden. Oberhausens Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond beispielsweise stellte der IBA leihweise Lederhelm, Arschleder und Steigerkittel mit Mütze aus sei-

des Landes durch die Eisenbahn. Zahlreiche alte Uhren aus ehemaligen Zechen und Bahnhöfen zeigten die damaligen Zeitdifferenzen auf. Die „große Industrie“ war ein weiteres Thema: Bessemer-Birne, Seilscheibe und Oberhausen-Panorama belegten die Beherrschung durch gigantische Maschinen. Die politischen und sozialen Konflikte von der Reichsgründung 1871 bis

tion der Juden, Sinti und Roma, der sowjetischen Kriegsgefangenen mit dem hohen moralischen Anspruch unserer Kultur konfrontiert.

„Leichtere“ Themen erwarteten die Besucher in den Abteilungen „Klangraum“, wo Geräusche und Töne des Ruhrgebietsalltags vom Stahlabstich bis zum Taubenschlag zu einer Klangcollage komponiert wurden, und beim „König Fußball“, präsentiert durch eine „Schatzkammer“ unzähliger Pokale und Trophäen. Noch während der Ausstellung wurde von den Besuchern ein „Dream-Team“ aus vergangenen und gegenwärtigen Fußballgrößen des Reviers gewählt und von der IBA vor Ort präsentiert. Der strukturelle „Wandel“, die Zeit des Umbruchs und des Abschiedes von der Dominanz des Montanbereiches, verknüpft mit der schrittweisen Entwicklung zur Dienstleistungsgesellschaft, war ebenso Gegenstand der Ausstellung. Der Strukturwandel wurde dabei auch aus Sicht der Betroffenen dargestellt.

Neuseeländer in der „Tonne“

War das Besucherinteresse zu Beginn der Ausstellung im Juli noch eher zurückhaltend, so steigerte es sich zum Schluß immer mehr. Rund 8000 Besucher pro Woche wurden bis Mitte September gezählt, danach kamen stets über 10.000 pro Woche und in den letzten drei Ausstellungswochen lag die Besucherzahl immer über 20.000. Die Gründe für den explosionsartigen Andrang in den letzten Wochen waren einmal sicher darin zu suchen, daß viele Menschen sich nach begeisterten Schilderungen von Freunden, Bekannten oder Verwandten auf den Weg nach Oberhausen machten, um sich dieses Ereignis nicht entgehen



Die Internationale Bauausstellung Emscher Park leistet wertvolle Arbeit für den Strukturwandel in Oberhausen.

ner Zeit als Kumpel auf der Zeche Alstaden zur Verfügung.

„Große Industrie“

Die nächste Abteilung lieferte einen Blick zurück in die Zeit vor der Industrialisierung. „Am Anfang war die Heide“ zeigte die bäuerliche einfache Landschaft und das entsprechende Handwerkszeug, das in einem Spiegelraum zu schweben schien. In der Abteilung „Vermessenes Land“ wurde die datenmäßige Erfassung des Raumes über und unter Tage dargestellt. Das Kapitel „Schienenzeit“ thematisierte die rasante Veränderung des Raum- und Zeitgefühles nach der Erschließung

zur Montanmitbestimmung 1955 präsentierten die Ausstellungsmacher in der Abteilung „Klassenkämpfe“.

Nicht unberücksichtigt blieb die Zeit des Reviers als „Waffenschmiede des Reiches“. Fotos und Film, aber auch Kriegspropaganda und Statistiken belegten Wahn und Wahnsinn des Krieges. In einer Abteilung „Abgründe“ wurden die im Dritten Reich begangenen Greuel-taten, die systematische Vernich-



zu lassen. Fast alle Nationalitäten Europas finden sich im Gästebuch der Ausstellung, darüberhinaus waren Japaner, Chinesen, Amerikaner und sogar Neuseeländer in der „Tonne“. Schade eigentlich, daß viel zu viele Oberhausener – so hört man oft in der Stadt – diese Chance verpaßt haben. Als Oberhausener nicht auf dem Gasometer gewesen zu sein – eigentlich ein Unding.

Wie sieht die Zukunft des Gasometers aus? Zuständig für ihn ist die Grundstücksentwicklungsgesellschaft Oberhausen (GEG), eine noch zu gründende GmbH soll nach den Vorstellungen von Oberstadtdirektor Burkhard Drescher die Vermarktung eigenwirtschaftlich übernehmen. Denkbar ist vieles, der Gasometer bietet genügend Raum für Phantasie. Ob Ausstellungen oder Theaterpremieren, Konzerte oder Klangereignis, der Blechtropf am Rhein-Herne-Kanal wird auch in Zukunft Rahmen für spektakuläre und aufsehenerregende Ereignisse sein. 1995 soll „Feuer und Flamme“ wiederholt werden. Zwei Ereignisse für 1996 stehen bereits fest: Die Weltmusiktage und die „Triennale an der Ruhr“, eine Leistungsschau der Universitäten. So-

Die Deutsche Babcock Anlagen GmbH baute den alten Gasbehälter um.

fern das Wetter es zuläßt, wird der Gasometer auf jeden Fall als Aussichtsturm geöffnet sein.

Übrigens, richtig gebrannt hat es einen Tag nach Ende von „Feuer und Flamme“ im Gasometer auch. Die Schäden waren gering. Vermutlich ein Kabelbrand. Überhaupt kein Vergleich zu dem Begeisterungsfeuer, den die „Tonne“ an 104 Tagen zuvor immer wieder aufs Neue entfacht hatte.

NACH FÜNF PINNEKES WAR „ZAPFENSTREICH“

*Einzigste Oberhausener Schnapsfabrik
steht an der Wehrstraße*

KLAUS MÜLLER

„Vatter, wie biste eigentlich entstanden? Der Reporter will dat gerne wissen!“ Kirsten Wollberg stellt dem Besucher die Kaffeetasse auf den Konferenztisch und nimmt dann wieder an Computer und Schreibtisch Platz. „Vatter“ Edmund Wollberg hat gerade Kundschaft, kann jetzt nicht. Deshalb kommt zunächst Klaus Wollberg, Sohn von Josef Wollberg, wie er erklärt. Womit dem Reporter schon recht schwindelig wird. Und das, obwohl zum Kaffec nicht etwa noch ein Schluck „Feuerwasser“, vielleicht ein „Artilleriesfeuer“, ausgeschenkt wurde. Nein, nein, diese und auch reichlich andere Spirituosen wären hier zwar in Hülle und Fülle vorhanden, doch zunächst einmal gilt es, klaren Kopf zu bewahren, um durch die Generationen der einzigen Schnapsfabrik in ganz Oberhausen durchzusteigen.

Wie bitte? Schnapsfabrik? In Oberhausen? Vielleicht noch nie

gehört, aber ganz gewiß schon mal gesehen. Denn fast jeder Autofahrer dürfte bereits im Stau an der Wehrstraße 80 gestanden haben, wenn sich dort ein riesiger Sattel-schlepper rückwärts in Millimeterarbeit durch die viel zu schmale Einfahrt auf das Grundstück der Firma „Wollberg“ gezwängt hat. Und so manchem Nutzer des öffentlichen Personennahverkehrs sind vielleicht auch schon die poppigbunt bemalten Busse der StOAG mit der Aufschrift „Artilleriesfeuer“ aufgefallen. Richtig getippt! Dieses „Feuerwasser“ ist „Made in Oberhausen“, oder „Made by Vatter“, dessen Chronik anno 1952 beginnt.

Damals gründeten die gelernten Kaufleute Edmund Wollberg und Bruder Josef ein paar Häuser weiter, an der Wehrstraße 130, einen Tabakwaren-Großhandel mit daran angeschlossenen Filial-Betrieben. Bis weit in die 60er Jahre wurde das Geschäft auf über 50 eigene Trink-

hallen und Kioske erweitert. Und da man den ausschließlichen Handel mit den Fluppen „inner Pfeife rauchen konnte“, wurde die Produkt-Palette nach und nach um allerlei Süßwaren und hochprozentige Tropfen ergänzt. 1966 folgte dann ein großer Schritt in Richtung Expansion: Die Essener Filiale der Berliner Schnaps-Firma „Bären-Liköre“ wurde gekauft und in die „Gebrüder Wollberg oHG“ umgewandelt. Nicht nur die komplette Übernahme des Personals, sondern in erster Linie natürlich die gewaltigen Produktions-Anlagen für Korn, Weinbrand und Likör sprengten den an der Wehrstraße 130 zur Verfügung stehenden Platz.

Nur ein paar Hausnummern vom angestammten Firmensitz entfernt, an der Wehrstraße 80–82, sollten die Gebrüder Wollberg fündig werden. Der Betrieb wurde verlagert, das neue Gelände später auch erworben. Klaus Wollberg, heute für den Verkauf und den Vertrieb verantwortlich, kann sich ein Schmunzeln nicht verkneifen, wenn er an die damalige Produktions-Methode zurückdenkt: Jede einzelne abgefüllte Flasche wurde am Hals gepackt, eine Maschine – immerhin – klebte das Etikett drauf, dann kam die Pulle unter den sogenannten „Plummer“, der den Verschluss draufsetzte, und manuell wurde schließlich auch verpackt und gelagert.

Hochprozentiger Fruchtbitter

Lang, lang ist's her! Heute steht das Produktions-Personal, das übrigens ausnahmsweise mal nicht den Namen „Wollberg“ führt und teilweise seit der Übernahme der „Bären-Liköre“ in Oberhausen arbeitet, „auf der Straße“. Will sagen: Auf einer Betriebsfläche von 3800 Quadratmetern sind mittlerweile drei vollautomatische „Produk-

tions-Straßen“ installiert, die stündlich bis zu 6000 große, 8000 kleine und 10 000 Mini-Flaschen abfüllen, etikettieren, verschließen und verpacken können. Von den sage und schreibe knapp fünf Millionen Flaschen, die derzeit jährlich das Oberhausener Betriebsgelände verlassen, tragen die meisten das Etikett „Artilleriefuer“.

An diesen hochprozentigen Fruchtbitter werden sich vor allem alteingesessene Bürgerinnen und Bürger erinnern. Schließlich, so Edmund Wollberg, gab es um die Jahrhundertwende eine Destille, also Schnapsfabrikation, mit angeschlossener Gaststätte an der Friedrich-Karl-Straße 13. Betreiber war die Firma „Reer & Co“. Nach fünf Pinnekes, so wird noch heute erzählt, war stets „Zapfenstreich“ angesagt. Was auch nicht sonderlich verwundert: Damals wie heute

Hier entsteht das „Artilleriefuer“: Destillateur Wilhelm Kier (oben) bei der Arbeit und mit Klaus Wollberg vor den Aluminium-Tanks und einem unlängst entdeckten Armagnac-Faß.

schlagen in dem „Feuerwasser“ nämlich satte 40 „Umdrehungen“, sprich: Volumen-Prozent zu Buche, beziehungsweise gingen und gehen nach wie vor zu Kopf. Die Original-Vertrags-Urkunde vom Ankauf der Firma „Reer“ durch die Gebrüder Wollberg datiert vom 20. Januar 1967. Ein Meilenstein in der Chronik. Denn fortan entwickelte sich das in Oberhausen bestens eingeführte „Artilleriefuer“ zur Hauptmarke. Dabei wird der Fruchtbitter nicht nur nach dem Original-Rezept weiter produziert, auch das Etikett zieren nach wie vor die drei uniformierten Kanoniere und der Name „Reer“.

An die Rezeptur zu kommen, ist übrigens so gut wie unmöglich.



Zwar wird sie nicht wie im Fall eines amerikanischen, koffeinhaltigen Erfrischungsgetränkes hinter meterdicken Panzerschrank-Türen aufbewahrt, doch beim Ortstermin gab sich Destillateur Wilhelm Kier ähnlich zugeknöpft wie die Herrschaften, die die berühmte Zahlenkombination wissen.

Aluminium-Tanks

Man nehme: ein circa 50 Liter fassendes Matzerationsgefäß, eine „Zauberformel“ à la „Miraculix“, was die Auswahl bestimmter Kräuter betrifft, reinen Alkohol – und eine bis zu halbjährige „Auszeit“, in der dieses Gebräu dann reift. Später kommt, umgefüllt in 2000 Liter große Aluminium Tanks, extra fein destilliertes Wasser hinzu – und fertig ist der leckere „Zaubertrank“ Marke „Artilleriefeuer“ aus Oberhausen. Sehr zum Vollsein, äh: Wohlsein!

Mit dieser und anderen hochprozentigen Spezialitäten aus dem Hause Wollberg prosteten sich natürlich nicht nur Oberhausener Gaststätten-Besucher zu. Neben einer Vielzahl von Handelsagenturen, die einen bundesweiten Vertrieb der Spirituosen von der Wehrstraße garantieren, sind auch fünf firmeneigene Beschäftigte im Außendienst der Gebrüder Josef und Edmund aktiv. Ob im tiefsten Allgäu oder im höchsten Sylt, ob in den alten oder mittlerweile auch in den neuen Bundesländern: Mit dem „Artilleriefeuer“ und anderen Köstlichkeiten aus Oberhausen laden in allen Regionen der Republik die Händler und Wirte ihre Regale gerne nach.

Was ist – neben den Rezepturen – das Geheimnis des Erfolges? „Um in diesem Beruf zu überleben, muß man sich auf die Herstellung von Spezialitäten konzentrieren“, meint Sohn Klaus – und „Vatter Ed-



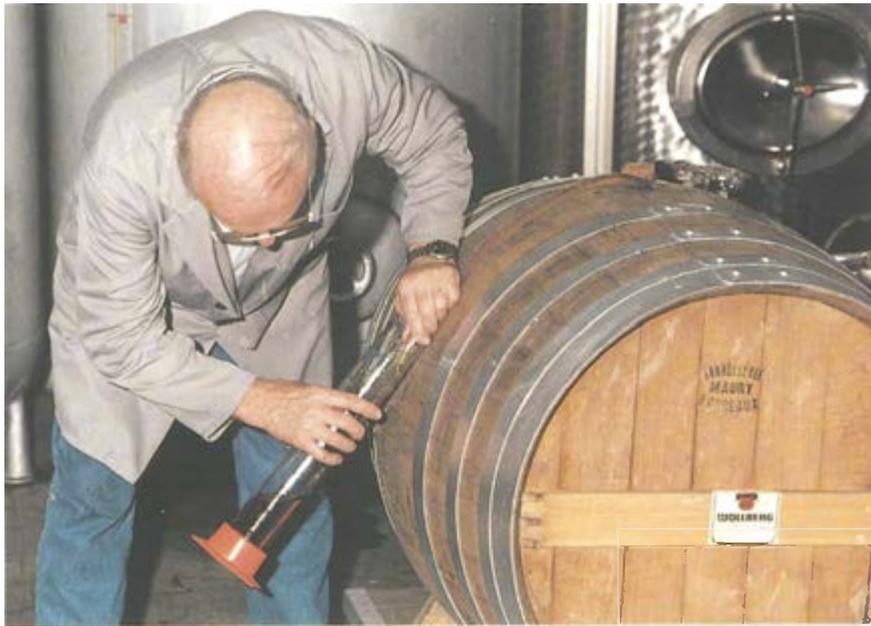
mund“ nickt bestätigend. Auch wenn der Trend hin zu sogenannten Soft-Spirituosen gehe: Der „Artillerie“-Fruchtbitter mit seinen 40 Prozent sei von der Geschmacksrichtung her halt etwas ganz Besonderes, etwas, das sich aus der breiten Masse der üblichen Magenbitter wohltuend hervorhebe. Desweiteren verschließe man sich auch nicht den veränderten Marktbedingungen: In der Gaststätten-Gastronomie wolle der Kunde nicht immer, aber immer öfter den „Kurzen“ anstelle aus dem Glas direkt aus einem Mini-Fläschchen verzehren. Deshalb habe man in die Produktpalette das 0,02 Liter-Gefäß mit aufgenommen.

Doch getreu der Devise „Stagnation ist Rückschritt“ scheuen die Gebrüder Wollberg auch nicht davor zurück, völlig neue Wege zu beschreiten. Gerade erst auf dem

Eine der drei vollautomatischen Produktionsstraßen an der Wehrstraße.

nordrhein-westfälischen Markt eingeführt ist „Schloß Oberhausen“. Hinter diesem Namen verbirgt sich keine neue hochprozentige Spezialität, sondern ein trockener Riesling-Sekt. Produziert wird der edle Tropfen mit dem beige-schwarzfarbenen Etikett bei der Schwesterfirma in Saarbrücken. Angesichts eines Händler-Verkaufspreises, der durchaus in der Nähe von renommierten Produkten anzusetzen ist, ein zumindest bemerkenswerter, wenn nicht gar ausgesprochen mutiger Schritt, oder?

Klaus Wollberg schüttelt energisch den Kopf: „Mit sehr hoher Qualität wollen wir eine Marktnische füllen“, erläutert er das Firmenkonzept. Und der bisherige Erfolg gebe ihnen Recht: „Über 50



mens mit insgesamt 15 Angestellten. Die Läger an der Wehrstraße platzen aus allen Nähten, denn der älteste Tabakwarenhandel Oberhausens vertreibt längst nicht nur die Spirituosen Marke „Eigenbräu“. Vom Amaretto bis zum Zwetschgen-Wasser ist über die Gebrüder Wollberg alles zu bekommen, was Prozente hat. „Im Laufe der Jahre hat eine enorme Konzentration stattgefunden“, erläutert Klaus Wollberg den Grund, weshalb es sich beim Destillateur mittlerweile um einen aussterbenden Beruf handelt und deshalb in Oberhausen auch nicht mehr ausgebildet wird: „So sechs oder sieben Großbetriebe decken den gesamten deutschen Spirituosen-Markt ab.“ Unter diesem Gesichtspunkt ist es eigentlich um so erstaunlicher, daß nach wie vor an der Wehrstraße die drei eigenen Produktions-Straßen noch auf Hochtouren laufen. Und ein Ende ist nicht abzusehen.

Kostprobe gefällig? Destillateur Wilhelm Kier läßt zu einem „frisch gezapften“ Armagnac ein.

„Vater“ Edmund Wollberg vor dem jüngsten Produkt: Der Vertrieb von trockenem Riesling-Sekt „Schloß Oberhausen“ läuft auf Hochtouren.

Der Vertrieb sämtlicher Alkoholika verlangt aber nach zusätzlichen Lager-Reserven. Nach mehrmaligem Hin- und Herräumen, um weiteren Platz zu schaffen, wird deshalb an eine Erweiterung des Firmengeländes im Hause Wollberg gedacht. Noch liegen zwar keine konkreten Pläne in den Schreibtischen, aber das „Umräumen“ hat sich dennoch gelohnt: Per Zufall stieß man nämlich auf ein uraltes französisches Steineichenfaß mit Armagnac. „Wir wissen selbst nicht genau, wie lange der Inhalt darin schon lagert. Aber es müssen zig Jahre sein. Und das schmeckt man. Kostprobe gefällig?“

Edmund Wollberg schaut fragend – und der Reporter überlegt kurz. Na, warum eigentlich nicht? Jetzt, wo er doch weiß, wie „Vater entstanden ist“. Na denn: „Sehr zum Vollsein, äh: Wohlsein!“



Prozent der Händler haben nach ihrer Erstbelieferung bereits nachbestellt – und das, obwohl wir für das neue Produkt keinerlei Reklame machen.“ Apropos: Die originale Werbung auf den drei StOAG-Bussen ist in der Öffentlichkeit derart gut angekommen, daß künftig auch einige Fahrzeuge der Duisburger, Mülheimer und Essener Ver-

kehrsbetriebe auf das „Artilleriefeuer Made in Oberhausen“ aufmerksam machen sollen, kündigt Klaus Wollberg an.

Beruf des Destillateurs stirbt aus

Überhaupt: Mit dem Erreichten sich zufriedengeben, das ist ganz und gar nicht „nach dem Geschmack“ des Familienunterneh-

„HÖRT IHR LEUT' UND LASST EUCH SAGEN...“

*Holtens Nachtwächter
pflegen alte Tradition*

KLAUS MÜLLER

Früher Abend, so kurz nach sechs. In den stockfinsternen Holtener Straßen streunen sie wieder umher. Schon seit vielen Jahren tun sie das, jeweils pünktlich zum Advent. Sie, das sind drei merkwürdig dreinschauende Männer. Alle tragen sie schwarze Hüte mit breiten Krempe, klobige, schwarze Stiefel dazu, und schwarze Hosen, in denen dicke, schwarze Pullover stecken. Schwere, ebenfalls schwarzfarbene Stoffmäntel geben Wärme in dieser kalten Zeit. Eine der drei Gestalten hat eine schmiedeeiserne Laterne in der Hand, um den Hals hängt ein Jagdhorn. Die anderen sind mit Pike und Landsknechtspieß bewaffnet. Die Szenerie ist unheimlich. Eigentlich fehlt nur noch wabernder Nebel, und eine Stimme aus dem Nichts, die verkündet: „Hier spricht Edgar Wallace...“

Jede Polizeidienststelle würde sich über eine derart detaillierte „Täterbeschreibung“ freuen. Doch:

Unglaublich, die Oberhausener Hüter des Gesetzes, geschweige denn „good old Scotland Yard“, werden von den Bürgerinnen und Bürgern erst gar nicht gerufen. Im Gegenteil: Dort, wo die drei dunklen Gestalten in den Gassen auftauchen, laden die Menschen sie ein auf ein Gläschen wärmenden Glühwein, halten Gebäck oder gar frisch aus der Pfanne kommende Reibekuchen bereit. Und die drei Männer revanchieren sich mit gesanglichen Darbietungen, wie der eingangs zitierten, beispielsweise. Dann machen Sammelbüchsen die Runde, und ein jeder der Zuhörerinnen und Zuhörer greift bereitwillig zur Geldbörse, spendet großzügig und gern, denn es ist für einen guten Zweck. Jawohl, „Hört, ihr Leut', und laßt Euch sagen: Dieses Jahr hat's zehn geschlagen!“

Denn zehn Jahre ist es exakt her, daß die bis zur Jahrhundertwende noch allabendlich gepflegte Tradi-

*„Wenn durch Holtens Gassen
dunkle Gestalten zieh'n,
ist die Zeit nicht ferne
bis zur Weihnacht hin!
Setzt geschäftig Treiben
bei den Menschen ein,
Nachtwächter erfreuen
Groß und Klein!“*

*Bald ist Weihnachtsabend
vorher noch Advent,
Alles ist in Hektik
bis der Baum dann brennt!
Spendet für die Kranken,
und Gutes tu'!
Denn sie gehören
auch wie wir dazu!*

*Viele Menschen gehen
mit uns durch die Nacht.
Engelchen, sie singen
Herrgott hält die Wacht!
Schenkt den Menschen Frieden
auf dem Erdenrund,
Nachtwächter, sie ziehen
und tun's Euch kund!*

tion des Nachtwächters wieder auflebte: 1985 feierte ganz Holten das 675jährige Bestehen. Keine Frage: Alle Vereine – und davon gibt es in Holten nicht gerade wenige! – dachten sich etwas aus, um das Jubiläum gebührend zu begehen. So auch ein Trio, bestehend aus dem Bezirksschornsteinfegermeister Manfred Gipmans und den bei der Ruhrchemie beschäftigten Meistern Norbert Schmitz und Franz Schmitz. „Wir blätterten weit in die Holtener Historie zurück – und plötzlich lasen wir etwas vom Nachtwächter-Brauchtum“, erinnert sich Franz Schmitz, Sprecher aller Vereine und Verbände im



schmucken Stadtteil im Oberhausener Norden. Die Entscheidung war schnell gefallen: Zur 675-Jahr-Feier sollte diese Tradition wieder aufleben. Doch, wie so häufig, ist ein solcher Entschluß leichter gesagt als getan.

Kostüme aus dem Musiktheater

Kostüme mußten her, und Lieder samt Texten. Doch die Begeisterung von der Idee, die Vorfreude

auf einen sprichwörtlichen „Zug durch die Gemeinde“ war zu groß, um den Kopf gleich wieder in den Sand zu stecken. Im Fundus des damals noch existierenden Oberhausener Musiktheaters wurden die drei fündig. „Ich weiß noch genau,

Lassen seit zehn Jahren die Holtener Nachtwächter-Tradition wieder aufleben (von links): Manfred Gipmans, Norbert Schmitz und Franz Schmitz.

wie damals dort dicke Bücher gewälzt wurden, um herauszubekommen, wie denn die Nachtwächter um die Jahrhundertwende herum so aussahen“, schmunzelt Franz Schmitz.

„Hört' ihr Leut' und laßt Euch sagen...“ – auch der klassische Nachtwächterruf war schnell gefunden. Mit zum Repertoire gesellten sich im Laufe der Jahre dann Weisen wie „Nun wollen wir singen das Abendlied“, „Nun ruhen alle Wälder“, „Abend wird es wieder“ oder auch so bekannte Lieder wie „Der Mond ist aufgegangen“, „Weißt Du, wieviel Sternlein stehen?“ und „Laßt uns froh und munter sein“. Schließlich entwickelte sich aus der „einmaligen“ Aktion zum Holtener Jubiläum eine nicht mehr wegzudenkende Dauereinrichtung, bei der auch beliebte Klänge zur Adventszeit ertönen: Jeweils an den vier Advents-Samstagen sind Manfred Gipmans, Norbert Schmitz und Franz Schmitz, die übrigens den eingangs zitierten Text passend zum Pommern-Lied „Wenn in stiller Stunde...“ selbst getextet haben, in den Holtener Gassen unterwegs.

Später Nachmittag, so kurz nach fünf: An der „Krumme Straße“ Nummer 45 in Holten treffen sich in einer hölzernen Kemenate im Garten die drei Nachtwächter. Es gießt in Strömen. „Das hat schon Tradition“, lacht Franz Schmitz. „An einem der Samstage im Advent schüttet es immer. Und dann würgen unsere Klamotten glatt das Dreifache!“ Hildegard Schmitz hat die noch trockene Garderobe peinlich genau zurechtgelegt – und lecker gekocht hat sie obendrein. Auch das hat schon Tradition, damit die Männer für ihren zweistündigen Weg durch die heute in jeder Hinsicht „feuchten“ Gassen eine passende Unterlage haben.

„Mi-mi-miiiiih“, hmh, ja, auch die Kehlen werden getestet, obwohl das eigentlich überflüssig ist. Schließlich erklingen die drei sonoren Stimmen – getreu dem Motto: mal singen sie Baß, mal singen sie b-ä-sser! – regelmäßig im Kirchenchor der katholischen St. Johann-Pfarrgemeinde in Oberhausen-Holten. So um sechse kann's dann endlich losgehen. An die 50 „Fans“ haben sich vor der Gartentür schon eingefunden, um gleich von Anfang an mit dabei zu sein. Von der Krummen Straße geht's in die Kastellstraße, von dort in die Wasserstraße, in die Elisenstraße, in den – wie passend! – „Schwarzen Weg“ und schließlich in die Mechthildisstraße. So lauten die üblichen Stationen.

Norbert Schmitz stößt sie ins Horn, die ersten Töne von „Hört, ihr Leut'...“, und dann erklingen sie, die alten Weisen, teilweise in herrlichem Platt vorgetragen:

*„Över de stillen Straten
geiht klar de Klokkenslag.
Got Nacht, dien Hart will slapen,
un morgen is ok en Dag.*

*Dien Kind liggt in de Weegen,
un iek bün ok bi di.
Dien Sorgen un dien Leven,
is allens um un bi.*

*Noch eenmal lat uns spreken:
'Gode Abend, gode Nacht!'
De Mand schient op de Däken,
uns Herrgott hölt de Wacht!'*

Die Augen und die Laternen der Kinder, die die „finsternen Gestalten“ begleiten, strahlen bei dem Gesang um die Wette. Den Takt geben die Sammelbüchsen an, denn über den Reinerlös von in den letzten Jahren stets zusammengekommen stolzen 5 000 Mark darf sich ei-



*Wo die Nachtwächter
auftauchen, sind sie sofort
umlagert. Auch die ganz
Kleinen erfreuen sich an
den Liedern.*

ne caritative Oberhausener Organisation freuen. Das Behindertenzentrum im Alsbachtal, die Lebenshilfe oder das Friedensdorf sagten bereits herzlich „Dankeschön“ für das großartige ehrenamtliche Engagement der Holtener Nachtwächter.

Adventssingen

Der „Zug durch die Gemeinde“ endet stets in einem großen offenen Adventssingen, zu dem alle Bürgerinnen und Bürger herzlich eingeladen sind. Und längst nicht

nur sangeslustige Holtener sind vor dem Gemeindezentrum an der Schulstraße, vor dem Pfarrheim an der Bahnstraße, vor dem Kastell und erst recht beim traditionellen „Finale“ auf dem mittlerweile ja umgestalteten Marktplatz anzutreffen: Die „Nachtwächter“ haben sich zu einem „Markenartikel“ entwickelt, der aus allen Stadtteilen die Fans in Scharen anzieht. Stimmliche Unterstützung beim Adventssingen leisten regelmäßig der katholische und evangelische Kirchenchor und der Männergesangsverein Amicitia Holten.

Über Mangel an Nachwuchs können sich die „Nachtwächter“ übr-



*Na klar: Gut geschmierte
Kehlen ertönen gleich viel
klarer! Bei ihren Rundgän-
gen werden die Nachtwäch-
ter stets bestens versorgt.*

*Nach getaner Arbeit: Ex-Bür-
germeister Berni Oesterschlink
(rechts) dankt den drei Nachtwäch-
tern in Holten für ihren
caritativen Einsatz.*

gens nicht beklagen: „Sollte bei uns mal jemand aus gesundheitlichen Gründen ausfallen oder irgendwann mal nicht mehr können, werden wir keine Probleme haben, Ersatz zu finden“, versichert Franz Schmitz. Immer wieder nach den „Auftritten“ würden sich Interessenten, und zwar, was ganz besonders erfreulich ist, aus allen Altersklassen, also auch Jugendliche, melden und ihre Bereitschaft bekunden, in die „Nachtwächter-Kluft“ zu schlüpfen.

So werden wohl noch viele Jahre am frühen Abend des ersten Advents-Samstages, so kurz nach sechs, „merkwürdige Männer“ durch Holtens Gassen ziehen, und der Nachtwächterruf ertönt:

*„Hört, ihr Leut', und laßt Euch sagen:
Unsre Glock' hat zehn geschlagen!
Zehn Gebote setzt Gott ein,
gib', daß wir gehorsam sein!
Menschenwachen kann nichts nüt-
zen,
Gott muß wachen, Gott muß schüt-
zen!
Herr, durch Deine Gü't und Macht,
gib' uns eine gute Nacht!*

*Hört, ihr Leut', und laßt Euch sagen:
Unsre Glock' hat elf geschlagen!
Elf der Jünger blieben treu,
hilf', daß wir im Tod obn' Rew'!*

*Hört, ihr Leut', und laßt Euch sagen:
Unsre Glock' hat zwölf geschlagen!
Zwölf, das ist das Ziel der Zeit,
Mensch, bedenk' die Ewigkeit!*

*Hört, ihr Leut', und laßt Euch sagen:
Unsre Glock' hat eins geschlagen!
Eins ist allein der ein'ge Gott,
der uns trägt aus aller Not!
Alle Sternlein müssen schwinden,
und der Tag wird sich einfinden.
Danket Gott, der uns die Nacht,
hat so väterlich bewacht!“*



EINE SCHRECKLICH NETTE FAMILIE

*Die Wasserballer
des OSV 97*

MARTIN BERGER

Wunderbares Chaos. 13 Köpchen liegen bereit, 16 Süchtige, mal mehr, mal weniger, warten auf das Signal zum Zugriff. Co-Trainer Andre Witzler sortiert die aus, die zu spät gekommen sind. Und stellt sich selbst auf. Wird schön laut heute. Krach garantiert. Wolfgang hat ausnahmsweise keinen Bock auf Diskussionen. Ausgerechnet Wolfgang, der Meister der verbalen Machtprobe. Aber etwas Theater muß sein. Streit gehört zum Ritual. Die Wasserballer des Oberhausener Schwimmvereins von 1897, ein Hort der Ehrlichkeit. Niemand verleugnet seinen Charakter. Selbstkontrolle – was ist das. Hier wird gemeckert und gebrüllt, gejammert und getröstet, gelacht und gejubelt. Hier brodeln der Kessel der Emotionen – unter Dampf gesetzt von einer Horde Besessener. Von Wasserballern, die sich zum Teil schon aus Nichtschwimmerkursen kennen. Und das ist bei den meisten schon viele, viele Jahre her.

Kann sich ein normaler Mensch, also einer, der nicht vom Wasserball-Bazillus infiziert ist, kann der sich eigentlich vorstellen, auf einmal ein „Senior“ zu sein. Exakt mit 30 Jahren überfällt dich plötzlich der Gedanke, daß deine Karriere zu Ende ist, noch bevor sie richtig begonnen hat. Es heißt ja immer, Männer bekämen ihre Midlife-Krise so zwischen 40 und 50. Bei Wasserballern ist das anders. Pünktlich mit 30 gerät die Seele ins Taumeln. Der Zwiespalt des Lebens. Erwischt hat's in diesem Jahr die halbe Mannschaft, einige sind schon weit darüber. Aber es reicht noch, zusammen mit dem Nachwuchs.

Rainer ist einer von der alten Garde. Sieht aus wie der Rausschmeißer einer Großdisco, wie einer, den man zum Freund haben sollte. Er ist im wirklichen Leben aber Kinderarzt, ein guter obendrein. Er fingert aus seiner Sporttasche eine alte Gummihose hervor, die die besseren Tage lange hinter sich hat. „Ich

spiel' noch so lange“, sagt er grinsend, „bis das Ding hier kaputt ist.“ Auf die Reaktion muß er nicht lange warten. „Das versprichst du uns doch schon seit Jahren...“

Aber dann wird's ernst. Trainer Jürgen Vogel, er gilt als der „Rehagel“ im Wasserball, seit 'zig Jahren fest mit dem OSV verbunden, hat die Mannschaft eingeteilt. Die ersten Sieben sind im Wasser. Nur ganz kleine Wellen kräuseln sich auf der Wasseroberfläche des Sportbades Ost an der Hunsrückstraße. Geradezu friedlich läßt das Wasser zu einem Sprung ins kühle Naß ein. Aber hier geht es in wenigen Sekunden um Sport, harten Sport, über den der Sport-Brockhaus sagt, er gelte als eine der härtesten Sportarten überhaupt: Wasserball. Aber, und das ist die Devise bei den OSVern, auch der Spaß darf dabei nicht zu kurz kommen.

Muntermacher

Die erste Viertelpause (gespielt werden vier mal sieben Minuten). 1:2-Rückstand. Vogel kommt mit 'nem isotonischen Muntermacher. Hätte besser Beruhigungs- und Nerventee besorgt. Wolfgang hatte es gewagt, kurz vor der Pause aus unmöglicher Position aufs Tor zu ballern, wo Axel doch so frei stand, und dann noch in Überzahl. Axel meldet sich als Erster: „Mensch Wolle, abspielen.“ Christian, alternativ: „oder noch mal zurücklegen.“ Wolfgang fragt: „Jawasdennjetzt?“ Schuppi: „Jedenfalls nicht ballern.“ Wolfgang: „Aber ich hab doch garnicht...“ Andre: „Gib's wenigstens zu.“ Wolfgang: „Na gut, aber trotzdem...“ Dann meldet sich der Coach zu Wort: „Bin ich hier eigentlich im Kindergarten?“ Keine Antwort. Jeder weiß: Kindergarten ist wie Kloster im Vergleich mit dem, was hier abläuft.

Alles klar. Irgendwie hat jeder mal



tige, unentbehrliche Schritte auf dem Weg zum großen Finale.

Und wenn der Christian nach dem Schlußpfeiff unter der Dusche sein Naß-Rasierzeug herauskrant und einer lästert: „Na, Chris, wieder kein fließend Wasser zu Hause?“, und „Elvis“, das ist der Jörg, schon mal schnell vorfährt, um die ersten Pils anzuzapfen, dann genießt die Ansammlung von Exzentrikern das Gefühl, eine Mannschaft zu sein. Eine schreck-

Der OSV 97, hinten v. l.: M. Schröder, F. Schupp, C. Schrade, B. Bienek, M. Jendrian, S. Gensch, J. Glasmacher, T. Velling, I. Krajcin und S. Lobmann. Vorne v. l.: O. Bachran, U. Matzken, F. Hellenkamp, A. Witzler. Trainer J. Vogel, F. Blümer, W. Hinkler, M. Berger, J. Kepplin und T. Berger. Es fehlen: A. Rosenke, H. Gerecke, M. Verwold, H. Meyer und R. Bachran.



was zu meckern. Reden aufeinander ein und erklären dem anderen, wie er gefälligst zu spielen hat. Haben alle dieselbe Macke. Lauter verhinderte Profis. Aber alle wollen es so. Man tobt sich aus. Fröhlich, ungehemmt. Das sind Wasserball-Anarchisten. Wecken den Italiener in dir. Jedesmal derselbe Kult. Zanken so lärmend und so leidenschaftlich, bis es schließlich zu ei-

Auf Tauchstation geht hier der Gegenspieler von Jürgen Kepplin.

ner grandiosen Versöhnungsorgie kommt, nach dem Spiel im Clubraum, den sich die Wasserballer selbst her- und eingerichtet haben, direkt am Stadion Niederrhein. Und nur darum geht es. Jeder cholericische Anfall ein Segen, jede emotionale Eruption erwünscht: Wich-



Tor – Wieder klingelt's im Kasten.

lich nette Familie. Und dann schwärmen sie von diesem letzten Tor, und alles ist gut. Axel stimmt das Liedchen an: „Ja, das ist 'ne Familie...“ Du denkst: So ein beknackter Text. Und dann singst du mit. Am lautesten.

Gummihose

In dieser Saison spielen die Oberhausener in der Oberliga. Wieder mal. Und alle, die 1987 zum ersten



*Nicole Lobmann zieht davon,
Julia Bauer versucht zu stören.*

*Die „Wasserhexen“ hinten v. l.: T. Bos-
manns, N. Lobmann, G. Rüdell, M. Schöttler
(1. Vorsitzende des SSV 27) und P. Mehlich.
Vorne v. l.: H. Schönboff, J. Bauer und
S. Buse.*

Mal den Sprung in diese Liga schaffen, waren in diesem Jahr wieder dabei, bei der Aufstiegsfeier. Der Lohn einer harten Arbeit. Denn trotz stets guter Laune läuft ohne hartes Training nicht viel, und schon gar nicht im Wasserball. Die Kondition muß stimmen. „Kacheln zählen“ heißt hier das Zauberwort und steht für etliche Kilometer, die vor Saisonbeginn bei jedem Training zurückgelegt werden. Rund zweieinhalb Kilometer Schwimmen mit T-Shirt, Größe XXL. Zweimal in der Woche ist Training, plus Waldläufe. Und dann kommt die Feinarbeit mit Ball. Ein gelber Knicker, der in Japan hergestellt wird. Ein japanischer deshalb, weil er billiger ist. Weitere Teile der Ausrüstung: Käppchen mit speziellem Schutz für die Ohren, ein Schutz für die empfindlichsten Teile eines Mannes und eine Gummihose, die über der normalen Badehose getragen wird. Diese Gummihose ist es, die dem Schiedsrichter arge Schwierigkeiten bereitet. Sie ist nämlich ein beliebtes Griffobjekt, wenn der Gegenspieler in seinem Tatendrang gebremst werden soll.

Und wer jetzt glaubt, Wasserball ist reine Männersache, der ist auf dem Holzweg. In Sterkrade gibt es ein kleines Grüppchen, das sich „Wasserhexen“ nennt. Eine Damenmannschaft, die für den SSV 27 ins Wasser geht und – wie ihre männlichen Kollegen des OSV und SSV – versteckte Fouls im und unter Wasser übt.

1988 haben die Wasserhexen in der Bezirksklasse angefangen. Von vielen ernteten sie dafür meist nur ein müdes, mitleidiges Lächeln. Und es hagelte deftige Niederlagen, am Anfang. Das änderte sich schon bald. 1990 stiegen die SSV-Damen in die Bezirksliga auf, 1991 wurde eine zweite Mannschaft gemeldet. Und spätestens als die „Hexen“ 1992 in die höchste deutsche Spielklasse der Frauen, die Oberliga, aufgestiegen sind, war der Wasserball-Boom auch auf Sterkrade übergeschwappt.

Da jedoch viele Spielerinnen ihre Anzüge inzwischen an den berühmten Nagel gehängt haben (Studium, Beruf usw.) mußte die „Erste“ zurückgezogen werden, so daß das Rumpf-Team derzeit in der Be-

zirksliga an einem Neuaufbau bastelt. Vielleicht für eine Rückkehr in die Oberliga.

Wer in Oberhausen Wasserball spielen will, kann das in zwei Vereinen tun. Der Oberhausener Schwimmverein von 1897 macht dieses wassersportliche Angebot für den Oberhausener Süden. Im Sportbad Osterfeld trainieren die OSV-Wasserballer montags von 20 bis 21.40 Uhr und im Sportbad Ost jeweils mittwochs, ebenfalls von 20 bis 21.40 Uhr. Freitags sind die Jugendlichen am (Wasser-) Ball, und zwar von 19 bis 20.15 Uhr, auch im Sportbad Ost.

Im Oberhausener Norden ist der Sterkrader Schwimmverein von 1927 für das Ballspiel im Wasser zuständig. Die Trainingszeiten: montags von 20 bis 21 Uhr, dienstags von 18 bis 19 Uhr (Jugendliche) und von 20 bis 21.45 Uhr (Damen und Herren) jeweils im Hallenbad Sterkrade, mittwochs von 19 bis 20.30 Uhr (Jugendliche) und donnerstags von 20 bis 20.45 Uhr sowie samstags von 13 bis 15 Uhr in Osterfeld.

DUISBURGS POLIZEICHEF WOLLTE OBERHAUSEN „EINGEMEINDEN“

*Oberhausener Polizeigeschichte III
Drei Jahrzehnte Hickback
um Neuordnung der Polizei*

DIETRICH BEHRENDS

Eine schwere Bluttat steht am Anfang der vor 50 Jahren begonnenen Nachkriegsgeschichte der Oberhausener Polizei. Im Rausch der wiedergewonnenen Freiheit überfallen russische Zwangsarbeiter aus dem Lager Forsterbruch in der Nacht zum 18. Mai 1945 das Haus Buschmann (Gastwirtschaft „Zur rheinisch-westfälischen Ecke“) an der Ecke Sterkrader und Bottroper Straße, um Zigaretten und Schnaps zu erbeuten. Vier Hausbewohner werden getötet, erschossen oder erstochen, zwei schwer verletzt. Der gerade erst im Neuaufbau befindlichen Polizei gelingt es nicht, die Täter zu fassen, zumal die Russen einige Tage nach der Tat aus dem Lager Forsterbruch abziehen.

Mit dem Dritten Reich ist im Frühjahr 1945 jede staatliche Ordnung zusammengebrochen. In dieser kritischen Situation trifft der zuständige amerikanische Besatzungs-offizier eine für die Zukunft der Ober-

hausener Polizei wichtige Personalentscheidung: Er beauftragt Max Erlat am 25. April, also noch vor Kriegsende, mit der Leitung der örtlichen Polizei. Erlat ist seit 1919 Polizist. Als Polizeichef von Elmshorn wird er 1933 von den Nazis entlassen, die ihm sein scharfes Vorgehen auch gegen braune Schläger in den letzten Jahren der Weimarer Republik verübeln. Er muß sich als kleiner Ladenbesitzer in Hamburg durchschlagen. 1941 wird er „auf Widerruf“ reaktiviert und im Präsidialbezirk Oberhausen/Mülheim eingesetzt, zuletzt im Range eines Polizeihauptmanns als Adjutant des Kommandeurs der Schutzpolizei. Im Bergischen Land, wohin sich die Oberhausener Polizei absetzt, gerät er in Gefangenschaft, die nur wenige Tage dauert.

Der neue Polizeichef von Oberhausen muß ganz von vorn anfangen, an seinem ersten Arbeitstag sieht er sich erst um eine Sitzgelegenheit

kümmern. Im Polizeigebäude haben sich die Amerikaner eingerichtet. Erlat nimmt seinen Dienst in der alten Fahrzeughalle auf. Das ausgelagerte Büromaterial ist in Wülfrath geplündert worden, die Fahrzeuge finden nicht den Weg nach Oberhausen zurück. Mit einer von Babcock zur Verfügung gestellten Schreibmaschine und mit beschlagnahmten Autos startet die Oberhausener Polizei in ihre Nachkriegsgeschichte.

Nach englischem Muster

Die Engländer, die Anfang Juni die Amerikaner als Besatzer ablösen, betreiben den Aufbau einer kommunalen Polizei nach englischem Muster. Die Zusammenarbeit mit dem für Oberhausen zuständigen Sicherheitsoffizier Colonel Blackstock ist für Erlat am Anfang alles andere als erfreulich, er muß sich demütigen und kränken lassen. Beim täglichen Rapport von bis zu zwei Stunden wird ihm nicht einmal ein Stuhl angeboten. Die Tüchtigkeit und das bescheidene Wesen des deutschen Polizeiführers bleiben nicht ohne Wirkung auf den Vertreter der Siegermacht. Erlat kann das Mißtrauen überwinden, zwischen ihm und Blackstock entwickelt sich mit der Zeit eine fast freundschaftliche Beziehung. Mißtrauen schlägt am Anfang auch den übrigen ehemaligen Polizeioffizieren entgegen, die zurückgestuft werden, aber den Kern der neuen Oberhausener Polizei bilden. Die Mannschaft besteht im Anfang zu einem erheblichen Teil aus Hilfspolizisten. „Viele Antifaschisten, darunter auch Kommunisten, und sogar Vorbestrafte fühlten sich berufen, in der neuen Polizei Dienst zu tun,“ heißt es in einem Verwaltungsbericht. In dem Bericht ist von „mehr als 400 zur Polizei gestoßenen Hilfspolizisten“ die Rede, von

denen schließlich nur etwa ein Dutzend im Dienst bleibt.

Als Chef einer kommunalen Einrichtung berichtet Erlat im Dezember 1945 vor dem Bürgerrat, Vorläufer der Stadtvertretung, über die Demokratisierung und Organisierung der neuen Polizei, die nach „rein demokratischen Grundsätzen geführt werden soll!“ Als es die örtliche Militärregierung nicht mehr gibt, ist der Leiter der „Stadtkreispolizei Oberhausen“ allein dem Polizeiausschuß gegenüber dienstlich verantwortlich, er kann aber selbständig handeln. Der nach Kriegsende bei der Stadt „für die Kontrolle der Polizei und zu ihrer wirtschaftlichen Betreuung“ (Pressebericht) gebildete Polizeiausschuß hat die Etat- und Personalhoheit. So trägt die Urkunde über die Anstellung eines Polizeiinspektors „auf Lebenszeit“ die Unterschrift des Polizeiausschußvorsitzenden Wilhelm Meinicke. Auf einer Ernennungsurkunde von 1951 findet sich neben den Unterschriften des Vorsitzenden und eines weiteren Mitglieds immerhin auch die von Polizeiobererrat Erlat, dem Polizeirat Schäfer als Stellvertreter zur Seite steht.

Erlat sorgt dafür, daß Oberhausen als erste Stadt in NRW eine Notrufanlage mit 40 Apparaten – auf das Stadtgebiet verteilte Notrufsäulen – erhält: eine für die Sicherheit der Bevölkerung wichtige Einrichtung, weil in den ersten Nachkriegsjahren nur wenige Bürger ein Telefon besitzen. Mit der Zunahme des Autoverkehrs muß man sich bei der Polizei Gedanken über eine wirkungsvolle Verkehrserziehung der Kinder machen. Die ersten Fotos im Polizeiarchiv von „Gastspielen“ eines dreiköpfigen Kasperletheaterteams der Verkehrspolizei in Kindergärten, Schulen und auf der Straße stammen aus dem Jahr 1951.

Oberhausen ist die erste Stadt in NRW, in der 1947 zum Schutz der Bevölkerung eine Notrufanlage mit 40 Apparaten installiert wird. Vor dem „Polizei-Hilfe“-Apparat am Hauptbahnhof interviewt Rundfunkreporter Walter Erasmypolizeichef Max Erlat als den Initiator der Anlage. Rechts neben Erlat der damalige Vorsitzende des Polizeiausschusses Oberhausen, Wilhelm Meinicke. Die Polizei war damals eine kommunale Institution.



Ende der 40er Jahre entstand dieses Selbsterhellungs-Foto von einem Appell der Oberhausener Polizei auf dem Polizeihof. Die Front der angetretenen Tschakoträger schreiten ab (von rechts): Josef Laufenberg als Vorsitzender des Polizeiausschusses, Polizeichef Max Erlat (mit Hand am Mützenschirm), der englische Sicherheitsoffizier mit Dolmetscher (im hellen Mantel), Erlat-Stellvertreter Schäfer und Richard Büchler als Geschäftsführer des Polizeiausschusses der Stadtkreis-Polizeibehörde.



Wieder Präsidium mit Mülheim

Mit der Verstaatlichung der Polizei 1953 beginnt ein Abschnitt der Oberhausener Polizeigeschichte, in dem die Oberhausener Behörde wegen der Organisationsfrage drei Jahrzehnte lang nicht zur Ruhe kommt. Im Zusammenhang mit der Verstaatlichung betreibt NRW-Innenminister Dr. Meyers (CDU), der spätere Ministerpräsident, eine umfangreiche organisatorische Neuerung der Polizei des Landes, wobei er sich eng an das vom preußischen Innenminister Severing nach dem Ersten Weltkrieg einge-

führte Organisationsschema hält: Unter Severing gab es zwischen Dortmund und Duisburg nur Präsidialbezirke mit mindestens 300 000 Einwohnern. Wo diese Zahl nicht erreicht wurde, legte man damals Städte polizeilich zusammen. So entstand Ende 1922 das Polizeipräsidium Oberhausen/Mülheim mit Sitz in Oberhausen, das bis April 1945 bestand. 1953 feiert das Präsidium fröhliche Urständ.

Am 1. Oktober 1953, dem Tag der Übernahme der Polizei durch das Land, stellt sich Max Erlat den Oberbeamten aus Oberhausen und Mül-

heim als vom Innenminister bestellter kommissarischer Polizeipräsident bis zur Ernennung des endgültigen Präsidenten, seinen Stellvertreter Polizeirat Schäfer als Chef der Schutzpolizei im Präsidialbezirk vor. Erlat begrüßt die Neuorganisation, wodurch endlich wieder die große Polizeifamilie Oberhausen/Mülheim entstanden sei, die sich bis zum Zusammenbruch



Vor der Entscheidung des Landeskabinetts, ob das Polizeipräsidium Oberhausen/Mülheim bleiben oder – was die Mülheimer fordern – in zwei Direktionen aufgeteilt werden soll, informiert sich Innenminister Dr. Meyers (CDU) im Dezember 1954 über die Polizeiteinrichtungen in beiden Städten. Das Selhof-Foto zeigt den Gast aus Düsseldorf (rechts) mit dem kommissarischen Polizeipräsidenten Max Erlat im Dienstgebäude am Friedensplatz. Am 8. Februar 1955 meldet die Ortspresse: „Polizeiehe Oberhausen/Mülheim endgültig geschieden.“

„Schnelle Polizei – gute Polizei“ lautet 1956 das Motto der Umorganisation der Oberhausener Polizei mit dem Ziel der Vollmotorisierung der Polizeireviere. Ende März 1957 sind auf dem Polizeihof sechs „Kapitäne“ und fünf Volkswagen zur ersten Ausfahrt aufgefahren. Die Fahrzeuge werden auf die einzelnen Reviere verteilt, von wo aus sie für den Streifendienst eingesetzt werden. Damit gilt die Oberhausener Polizei als vollmotorisiert. Die Hoffnungen auf einen besseren Polizeischutz für die Bevölkerung gingen nicht alle in Erfüllung.“

von 1945 bewährt habe. Jetzt könnten wieder 800 Beamte zentral geleitet und entweder in Oberhausen oder Mülheim eingesetzt werden. Daß die Polizisten wieder Landesbeamte sind, kommt äußerlich durch einen Wechsel in der Uniformfarbe zum Ausdruck: Die Beamten vertauschen ihre dunkelblaue Uniform mit zivilem Zugschnitt, die ihnen die Besatzungsmacht verpaßt hat, mit einer grünen. Aus dem Polizeiausschuß bei der Stadt wird als Bindeglied zwischen Bürgerschaft und Polizei der Polizeibeirat mit nur beratender Funktion.

Die „zivile“ Lösung

Auch in der Frage, ob die Präsidientenposten mit Fachbeamten oder mit politischen Persönlichkei-

ten zu besetzen seien, hält sich Dr. Meyers an das Severing-Vorbild: Das Landeskabinett entscheidet sich auf Vorschlag des Innenministers für die in der Weimarer Republik praktizierte „zivile“ Lösung. Zur bitteren Enttäuschung so verdienter und erfolgreicher Polizeiführer wie Max Erlat, die nach dem Krieg in den jeweiligen Städten wertvolle Aufbauarbeit geleistet haben und dem Land gut ausgebildete und ausgerüstete Polizeieinheiten übergeben können. Diese altgedienten Beamten sehen sich um den Lohn ihrer Arbeit betrogen, als man ihnen zumutet, ins zweite Glied zurückzutreten. Die Polizeichefs von Duisburg, Düsseldorf und Wuppertal melden sich aus Verärgerung krank, andere reichen

ihren Pensionierungsantrag ein. Wer von den bisherigen Chefs bleibt, wird als Leiter der Schutzpolizei in einen anderen Polizeibezirk versetzt.

Von Erlat heißt es Anfang 1954, er werde als Stellvertreter des Polizeipräsidenten nach Essen gehen. Daß er in Oberhausen bleibt, hat einen besonderen Grund: Wegen des Mülheimer Widerstandes gegen die Neuauflage des Präsidiums Oberhausen/Mülheim mit Sitz in Oberhausen gilt die Oberhausener Personalfrage als heißes Eisen, das anzufassen sich in Düsseldorf niemand traut. Die Mülheimer kämpfen verbissen um eine eigene Polizeidirektion, ihre Landtagsabgeordneten verfolgen in der Landeshauptstadt hartnäckig dieses Ziel. Sie haben Erfolg: Nach 13 Monaten wird im Februar 1955 die zweite Polizeiehe zwischen Oberhausen und Mülheim wieder geschieden. Die Oberhausener WAZ kommentiert: „Die Mülheimer haben es verstanden, den Innenminister davon zu überzeugen, daß der von ihnen vertretene Standpunkt ein Anliegen der gesamten Mülheimer Bevölkerung sei.“ Es dauert aber noch fast ein halbes Jahr, bis Regierungspräsident Baurichter den ersten Oberhausener Polizeidirektor in sein Amt einführen kann. Es ist der „Zivilist“ Georg Kanzen aus Duisburg, ÖTV-Funktionär und Frak-

tionsvorsitzender der Duisburger CDU.

„Stiller Protest“

Ein halbes Jahr vor seiner Pensionierung muß Max Erlat die bittere Pille schlucken, nur noch als Abteilungsleiter Chef der Schutzpolizei zu sein. Der Groll über dieses für ihn demütigende Ende seiner Laufbahn sitzt tief. Als die Pensionierung ansteht, hofft Erlat auf eine Verabschiedung durch einen Vertreter der Regierung. Als er erfährt, daß er die Entlassungsurkunde aus der Hand von Kanzen entgegennehmen soll, bleibt er seiner Verabschiedung fern. Ein Lokalblatt berichtet darüber unter der Schlagzeile: „Stiller Protest in der Abschiedsstunde.“ Erlat stirbt Oktober 1965 kurz vor Vollendung seines 70. Lebensjahres. Am offenen Grab sagt der Ehrenvorsitzende der Kreisgruppe Oberhausen der Gewerkschaft der Polizei, Richard Büchler: „Er war ein Polizist vom Scheitel bis zur Sohle.“

Die verworrenen Verhältnisse in der Zeit vor der Bildung der Oberhausener Polizeidirektion sind sicherlich mit ein Grund dafür, daß in den ersten Jahren der Kanzen-Amtszeit bei unserer Polizei nicht alles reibungslos läuft. Wegen des niedrigen Personalstandes sieht sich die Polizeileitung zu besonderen organisatorischen Maßnahmen gezwungen. „Schnelle Polizei – gute Polizei“ lautet 1956 das Motto der Umorganisation mit dem Ziel der Vollmotorisierung der Polizeireviere, deren Zahl von acht auf sechs reduziert wird. Die Auflösung der Reviere Alstaden und Buschhausen lösen in der Bevölkerung der betroffenen Ortsteile heftige Proteste aus. Für den motorisierten Einsatz in den Revieren stehen die sechs Opel-Kapitäne des Funkstreifenendienstes und fünf Volkswagen zur



Der Duisburger ÖTV-Funktionär und CDU-Landespolitiker Georg Kanzen (links) ist der erste „zivile“ Chef der Oberhausener Nachkriegspolizei, im August 1955 löst er Polizeioberrat Max Erlat ab. Auf unserem Foto gratulieren Polizeirat Zinkel (Mitte) als Leiter der Schutzpolizei und Kriminalhauptkommissar Koppe ihrem Chef zum 60. Geburtstag.

Verfügung. Das Verkehrsunfallkommando und der Verkehrsüberwachungsdienst behalten ihre Funktionen. Die vom Innenminister verfügten Personaleinsparungen gehen weiter. Die Mannschaftstärke der Schutzpolizei sinkt von 396 im Jahr 1953 auf 331 Beamte im Juli 1957 – und das bei inzwischen gestiegener Einwohnerzahl. Zur Erhaltung der Schlagkraft der Polizei sucht Direktor Kanzen sein Heil in einer noch stärkeren Technisierung und einer weiteren Zusammenfassung der Reviere: Seit dem 6. Juni 1957 ist das Stadtgebiet von Groß-Oberhausen in die Polizeiabschnitte Nord und Süd mit dem Kanal als Grenze eingeteilt.

Gestörtes Betriebsklima

Die Umorganisation stößt nicht nur in der Bevölkerung auf Kritik, auch in der Beamtenschaft der Polizei gibt es Stunk. Die Ortspresse berichtet von einem „offensichtlich stark vergifteten Betriebsklima“,

wobei die Rivalität zwischen der Gewerkschaft der Polizei (GdP) und der ÖTV eine maßgebliche Rolle spielt. Kanzens Situation wird noch dadurch erschwert, daß die vorbereitenden Arbeiten für die Umorganisation der Oberhausener Polizei mit den vorbereitenden Arbeiten für die Wahl der Personalvertretung zusammenfällt. Der „Wahlkampf“ findet in Form einer Flüsterpropaganda für oder gegen die Umorganisation statt. Befürworter sind ausschließlich ÖTV-Mitglieder, die zu Kanzen halten. In die aus sieben Mitglieder bestehende Vertretung werden aber nur GdP-Mitglieder gewählt.

Die Vertrauenskrise um den Polizeidirektor erreicht ihren Höhepunkt, als Kanzen in einem von ihm als vertraulich gewerteten Telefongespräch mit einem NRZ-Redakteur von Sabotage bei der Polizei spricht und die Zeitung diese Feststellung als Schlagzeile für die



„Radaraugen finden Verkehrsünder“, berichtet die Ortspresse, als die Oberhausener Verkehrspolizei im April 1961 ihren ersten eigenen Radarwagen präsentieren kann. Auf unserem Pressefoto erläutert Oberkommissar Voss aus Essen als Experte die technischen Einzelheiten des Fahrzeugs, dritter von links Hauptkommissar Klein.



Vier Polizeibeamte müssen seit 1945 in Oberhausen im Dienst ihr Leben lassen. Während der Amtszeit von Polizeidirektor Kanzen hält ein Autonarr, der immer wieder Fahrzeuge für nächtliche Spritztouren aufbricht, die Polizei in Aten. Bei einer wilden Verfolgungsfahrt auf den Täter verunglückt ein Streifenwagen, dabei kommt der Beamte Karl Feier ums Leben. Unser Bild: Direktor Kanzen am offenen Grab von Feier. In der Amtszeit von Direktor Meier-Gerdingh erschießt der Waffennarr Girod bei einer Wohnungsdurchsuchung die Beamten Hermann Schulte-Holtbaus, Werner Karp und Günter Olfen.

Wiedergabe des Gesprächs verwendet. Die von der GdP beherrschte Beamtenvertretung sieht in dem Bericht „eine Diffamierung der gesamten Oberhausener Polizei“ durch ihren Chef, der aufgefordert wird, seine Ausführungen vor der Ortspresse zurückzunehmen, andernfalls werde man sich beschwerdeführend an den NRW-Innenminister wenden. Die ÖTV und der Polizeirat sprechen Kanzen und

den mit der Durchführung der Umorganisation beauftragten Beamten ihr Vertrauen aus.

Die nächste Umorganisation ist drei Jahre später fällig. Unter der Überschrift „Polizisten gehen wieder auf die Straße“ heißt es in einem Zeitungsbericht: „Nach der Vollmotorisierung und der Schaffung der Großraumreviere stellte es sich bald heraus, daß die Polizei den Kontakt mit der Bevölkerung verlo-

ren hatte.“ Mit der Einführung der Bezirksdienstbeamten sowie der Eröffnung von Polizeiposten in Außenbezirken geht die Polizei „wieder einen halben Schritt zurück,“ wie es Polizeirat Zinkel, Leiter der Schutzpolizei, vor der Ortspresse formuliert. Mit dem Bezirksdienstbeamten will man „den guten alten Gendarm aus längst vergangenen Zeiten“ (Pressebericht) wieder aufleben lassen. Auf seinem Dienstmoped knattert er durch seinen 8000 bis 12000 Einwohner zählenden Bezirk. Heute ist man wieder bei dieser Lösung angelangt, den Bezirksbeamten will der Innenminister aber aufs Rad setzen. Die verbliebenen Polizeireviere werden 1960 aufgelöst, sämtliche Dienststellen und Unterkünfte bis auf die in Holten bleiben jedoch erhalten.

Der erste eigene Radarwagen

Im April 1961 kann Polizeirat Zinkel der Ortspresse den ersten eigenen Radarwagen der Oberhausener Polizei präsentieren, den ersten, der einer Polizeidirektion zur Verfügung gestellt wird. Vorher sind Radarwagen aus Düsseldorf zwei- bis dreimal wöchentlich in unserem Stadtgebiet im Einsatz gewesen.

Als Regierungspräsident Bäumer Ende Januar 1968 Direktor Kanzen in den Ruhestand verabschiedet (Kanzen stirbt im Februar 1980) kann er keinen Nachfolger vorstellen. Dafür spricht Bäumer von der Möglichkeit „einer großregionalen polizeiorganisatorischen Gliederung im Ruhrgebiet.“ Die Oberhausener Teilnehmer der Abschiedsfeier horchen auf, zu ihrer Beruhigung betont der Regierungspräsident, selbst eine zeitweilige Vakanz an der Spitze der Oberhausener Polizei sei nicht zu verantworten. Die Vakanz dauert bis April 1970. In dieser Zeit fungiert der Mülheimer Po-

lizeidirektor Pfalzgraf als kommissarischer Behördenleiter. Als sein Vertreter kümmert sich Regierungsrat Bern (jetzt Regierungsvizepräsident in Arnsberg) um die Oberhausener Polizeibelange.

In Düsseldorf, wo inzwischen der FDP-Mann Willi Weyer als Innenminister einer sozialliberalen Koalitionsregierung amtiert, herrscht in der Oberhausener Polizeiehefrage monatelang Funkstille. Die Verantwortlichen in unserer Stadt müssen ihre Informationen aus Fachorganen schöpfen. Anfang Juni 1968 berichtet das GdP-Organ „Deutsche Polizei“ über ein Gutachten, in dem vorgeschlagen wird, im Rahmen einer regionalen Neugliederung des Landes die Polizeidirektionen Oberhausen und Mülheim wieder zusammenzulegen und das Präsidium mit Sitz in Oberhausen zu neuem Leben zu erwecken. Auch „Die Streife“, das Informationsblatt des Innenministers für die Polizeibeamten, meint, die rationellere Organisationsform eines Präsidiums mit 425 000 Einwohnern sollte wiederhergestellt werden. Im Sommer 1968 sagt Weyer dem damaligen Oberhausener SPD-Landtagsabgeordneten Dr. Nehrling eine baldige Entscheidung zu. Dann erkrankt der Minister, ist lange Zeit dienstunfähig. Im März 1969 billigt das Landeskabinett die Zusammenlegung der beiden Direktionen. Und damit Vorhang auf zum nächsten Akt in der Tragikomödie um das Oberhausener Polizeipräsidium.

Alarm im Mülheimer Rathaus

Im Mülheimer Rathaus schrillen wieder die Alarmglocken, formiert sich wie vor 16 Jahren der Widerstand gegen Oberhausen. Die Mülheimer CDU fordert den Innenminister in einer Resolution auf, es bei den beiden Polizeidirektionen zu

Schwarzer Tag in der Nachkriegsgeschichte der Oberhausener Polizei: Drei Beamte sind erschossen, zwei weitere verletzt, als der Todschütze, der Waffennarr Girod, am 15. Juni 1972 nach stundenlanger Belagerung seiner im ersten Obergeschoß gelegenen Wohnung auf dem Tackenberg, wo er sich mit seiner Frau und fünf seiner sechs Kinder verbarrikadiert hat, überwältigt werden kann. Weil die Belagerer auch Tränengas eingesetzt haben, trägt der Kripobeamte links eine Gasmaskе. An der Trauerfeier für die Girodopfer nehmen fast 6000 Polizisten aus ganz NRW teil.



belassen, SPD und FDP ringen sich dazu durch, sich mit der Zusammenlegung abzufinden, beanspruchen aber für ihre Stadt den Präsidiumssitz. Als Ausgleich soll Oberhausen den Präsidenten stellen. Als aussichtsreicher Kandidat im Gespräch ist der 41 Jahre alte Volljurist Karl-Heinz Meier-Gerdingh, Leiter des Oberhausener Rechtsamtes im Rang eines Rechtsdirektors. Es dauert aber noch bis Dezember 1969, bis die Landesregierung entscheidet, daß es bei den beiden Polizeidirektionen Oberhausen und Mülheim bleibt. Weitere Monate verstreichen, bis Regierungspräsident Bäumer am 6. April 1970 endlich Meier-Gerdingh als Polizeidirektor einführen kann.

Drei Beamte erschossen

Meier-Gerdingh ist gut zwei Jahre im Amt, als ihm die schwerste Stunde seiner 23jährigen Tätigkeit als Oberhausener Polizeichef schlägt: Im Juni 1972 obliegt es ihm, an den Gräbern der bei einer Wohnungsdurchsuchung auf dem Tackenberg von dem Waffennarr Girod erschossenen Polizeihauptmeister

Hermann Schulte-Holthaus (58) und Werner Karp (44) sowie des erst 25 Jahre alten Schutzpolizeimeisters Günter Olfen den Angehörigen im Namen der Oberhausener Polizei sein Beileid auszusprechen. Durch die Schüsse des Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängers Girod werden die Polizeibeamten Jürgen John schwer und Udo Laufs mittelschwer verletzt. In der offiziellen Trauerfeier in der Stadthalle spricht in Anwesenheit von Ministerpräsident Heinz Kühn u. a. Innenminister Weyer. Anschließend formieren sich fast 6000 Polizisten aus ganz NRW zu einem Schweigemarsch durch die Stadt.

Die „Spielbankaffäre“

Aufmerksamkeit weit über die Stadtgrenze hinaus erregt 1976 die spektakuläre „Spielbankaffäre“. Vor einem Duisburger Schwurgericht müssen sich vier Oberhausener Polizeibeamte, unter ihnen der Personalratsvorsitzende, wegen „fortgesetzter Strafvereitelung in Tateinheit mit illegalem Glücksspiel“ verantworten. Den Ordnungshütern wird vorgeworfen,

sich dadurch ein Zubrot verdient zu haben, daß sie durch Vorwarnung die Betreiber von drei Oberhausener „Casinos“ mit illegalem Glücksspiel vor dem Zugriff der Kollegen schützten. Ein Polizeiobermeister war in seiner Freizeit in einer der Spielhöhlen „nebenberuflich“ als Croupier tätig. In die Affäre verwickelt ist auch der für die Überwachung der Spielkasinos zuständige Stadtoberinspektor vom Ordnungsamt. Das Gerichtsverfahren gegen die Polizisten zieht sich über Jahre hin mit dem Ergebnis, daß es – mit Ausnahme des „Croupiers“ – zu keiner Verurteilung kommt, weil die einzelnen Vorwürfe nicht präzisiert werden können. Für Schlagzeilen hatte Jahre vorher auch ein Polizeibeamter gesorgt, der mit seiner Dienstpistole Frau und Freundin tötete.

Wer gehofft hat, in der Organisationsfrage sei die Oberhausener Polizei endlich zur Ruhe gekommen,

sieht sich getäuscht. Im Frühjahr 1974 müssen die Verantwortlichen auf dem Galgenberg und am Friedensplatz erfahren, daß sich Innenminister Weyer in der Neuordnungsfrage inzwischen etwas Neues hat einfallen lassen: Im Zusammenhang mit der kommunalen Gebietsreform sollen mit Wirkung vom 1. Januar 1975 die Polizeidirektionen Oberhausen und Mülheim aufgelöst, die beiden Städte polizeilich nach Duisburg bzw. Essen eingemeindet werden. Die Polizeidirektion würde zu einem Schutzbereich absinken, empört sich Frau Oberbürgermeister Albertz vor dem Rat der Stadt. Das Stadtparlament bestreitet entschieden die Notwendigkeit einer Polizeiordnung im Rahmen der Gebietsreform, da die kommunale Neuordnung die räumliche Geschlossenheit des Oberhausener Stadtgebietes ausdrücklich anerkennt.



Der Erhöhung der Verkehrssicherheit dienen die Verkehrssicherheitsstage, die von Stadt, Polizei und Verkehrswacht alljährlich veranstaltet werden. Mitorganisator ist der als Verkehrssicherheitsberater beim Polizeipräsidenten tätige Polizeihauptmeister Klaus van Dellen (rechts), hier als Moderator auf einer Eröffnungsveranstaltung der Verkehrssicherheitsstage in der Stadthalle bei der Verkehrsquiz-Siegerehrung. Als Polizeihistoriker in seiner Freizeit ist Klaus van Dellen um die Aufarbeitung der Oberhausener Polizeigeschichte bemüht. Aus seinem Archiv stammen zahlreiche zeitgeschichtliche Dokumente der mit diesem Bericht zum Abschluß gekommenen Serie über die Oberhausener Polizeigeschichte.

Der Weyer-Plan verschwindet zunächst in einer Düsseldorfer Schublade, aber die Gefahr eines Polizei-Anschlusses Oberhausens an Duisburg und Mülheims an Essen ist noch nicht gebannt. Ende 1977 tischt Weyer-Nachfolger Burkhard Hirsch den Plan seines FDP-Partei-freundes in einem Entwurf zur Änderung des Polizeiorganisationsgesetzes wieder auf. Die neue Gefahr läßt Oberhausen und Mülheim zusammenschließen, SPD-Politiker aus beiden Städten kämpfen „wie die Löwen“ (Zitat eines Zeitzeugen) gegen die Hirsch-Initiative und für die Erhaltung der Polizeidirektionen. Als Alternativvorschlag taucht auch wieder die Polizeiehe zwischen Oberhausen und Mülheim auf, in der Mülheims CDU-Fraktionsvorsitzender „das entschieden kleinere Übel“ sieht, auch wenn es dann erneut ein Gerangel um den Präsidiumssitz geben werde.

Vorschlag Gramannsmeer

Anfang April 1978 spricht sich die SPD-Landtagsfraktion mit großer Mehrheit für die Zusammenlegung der beiden Direktionen aus, während Duisburgs Polizeipräsident Schischke mit der Bemerkung in die Diskussion eingreift, er halte die Kooperation zwischen Duisburg und Oberhausen nach wie vor für die effektivere Lösung. In der erneuten Diskussion über den Präsidiumssitz im Fall einer Neuauflage der Polizeiehe OB/MH macht der Oberhausener SPD-Stadtverordnete Hans Jansen in einer Ratssitzung den Kompromißvorschlag, man solle prüfen, ob das Gramannsmeer genannte Gelände südlich der Landwehr, an der Stadtgrenze Oberhausen/Mülheim, für den Bau eines Präsidiums geeignet sei. Bei einem Kurzbesuch in Oberhausen Mai 1979 drückt sich Ministerpräsident Rau vor einer klaren Stellung-

nahme in der heiklen Frage der Polizeineuordnung. Seine Bemerkung, er halte die Frage des Präsidiumssitzes „für überschätzt“, kann in Oberhausen nicht befriedigen.

Mit der Landtagswahl 1980 findet die Polizei-Neuordnungsdebatte schlagartig ihr Ende. Den Freidemokraten, die in der sozialliberalen Koalition den Innenminister gestellt haben, fehlen einige tausend Stimmen zum Wiedereinzug ins Landesparlament, die SPD kann al-

Ohne Gehaltserhöhung

Das vom Landtag einstimmig verabschiedete Gesetz zur Änderung des Polizeiorganisationsgesetzes tritt am 1. Januar 1983 in Kraft, Oberhausen und Mülheim erhalten ihr eigenes Polizeipräsidium, Meier-Gerdingh und sein Mülheimer Kollege dürfen sich Präsident nennen. Die Gefahr einer polizeilichen Eingemeindung nach Duisburg ist für Oberhausen gebannt, gleichzeitig finden die Auseinandersetzungen

kann der Übergang auf den Nachfolger Karl Bernhard Schusky, bisher ständiger Vertreter des Polizeipräsidenten in Essen, diesmal nahtlos erfolgen. Schuskys Wirken am Friedensplatz beginnt mit der Umsetzung der wieder einmal fälligen Polizei-Neuorganisation in seinem Amtsbereich. In der Neuorganisation sieht Schusky – wie schon seine Vorgänger Erlat, Kanzen und Meier-Gerdingh – eine Chance, mit dem vorhandenen Personal und



Die Oberhausener Polizeiführung heute: Polizeipräsident Bernd Schusky (links), als Nachfolger von Karl-Heinz Meier-Gerdingh seit 1993 im Amt, Kriminaldirektor Helmut Janiesch (Mitte), Leiter der Abteilung Gefahrenabwehr/Strafverfolgung (GS), und Kriminaloberrat Georg Sasse, in der Abteilung GS Leiter der neuen Dienststelle „Zentrale Kriminalitätsbekämpfung“, auf dem Polizeihof. Als Folge der jüngsten Polizeineuordnung gliedert sich die Kreispolizeibehörde nunmehr in die Abteilungen GS und Verwaltung/Logistik (VL). In der Abteilung GS sind Schutz- und Kriminalpolizei vereint, weshalb der Kriminalist Janiesch Uniform trägt. Der Leiter VL, Regierungsdirektor Klaus-Peter Hoentges, war beim Fototermin in Urlaub.

lein regieren. Damit ist der Hirsch-Plan vom Tisch. Im nunmehr von Herbert Schnoor geleiteten Innenministerium findet man in der leidigen Polizeifrage eine simple Lösung: Die Amtsbezeichnung „Polizeidirektor“ wird abgeschafft, an der Spitze der großstädtischen Kreispolizeibehörden stehen Polizeipräsidenten, die es bis dahin nur in Städten über 300 000 Einwohner gegeben hat, in den ländlichen Gegenden fungieren die Oberkreisdirektoren als Polizeichefs.

mit Mülheim in der Polizeifrage, die drei Jahrzehnte der Nachkriegsgeschichte der Oberhausener Polizei bestimmt haben, ihr Ende. Karl-Heinz Meier-Gerdingh: „Für mich war es nur eine Änderung der Amtsbezeichnung, ohne Änderung der Aufgaben und ohne Gehaltserhöhung.“ Er amtiert noch zehneinhalb Jahre als Polizeipräsident, bevor ihn Minister Schnoor Juni 1993 in den Ruhestand verabschiedet.

Weil alle Neuordnungsdiskussionen der Vergangenheit angehören,

den zur Verfügung stehenden Mitteln Polizeiarbeit noch effektiver zu gestalten. Dieses Bemühen der jeweiligen Polizeiführung durchzieht wie ein roter Faden die gesamte Nachkriegsgeschichte der Oberhausener Polizei. Bei allem Hickhack um die Organisationsform ist die Polizei in unserer Heimatstadt in den zurückliegenden 50 Jahren mit Erfolg bestrebt gewesen, ihrem Anspruch, „Freund und Helfer“ des Bürgers zu sein, gerecht zu werden.

WER SABBAT FEIERT, IST SCHON ORTHODOX

*Die jüdische Gemeinde
im Aufbau*

THOMAS MACHOCZEK

Es ist Freitagabend, Sabbatbeginn. Langsam füllt sich die kleine Synagoge nahe der Mülheimer Altstadt. Keine Personenkontrolle, kein großes Woher und Warum. Nichts, außer ein paar vereinzelt fragenden Blicken in das unbekannte Gesicht. „Das ist nicht überall so“, weiß eines der jüngeren Gemeindeglieder, ein Student. In Berlin hatte er erlebt, wie Polizisten den Eingang des jüdischen Gotteshauses bewachen, Maschinenpistolen im Anschlag; und in Düsseldorf klopfen Besucher, die nicht Mitglied der Gemeinde sind, von vornherein vergebens an die Tür. Die jüdische Gemeinde von Duisburg, Mülheim und Oberhausen gibt sich hingegen offen. Warum auch nicht? „Wir haben bisher keine Probleme gehabt“, sagt der junge Mann.

Auch David Polnauer hat nichts gegen Besucher, im Gegenteil. „Kommen Sie vorbei, schauen Sie zu“, lädt er ein. Von Berührungs-

ängsten keine Spur. Den einen Drohbrief, den seine Gemeinde bislang erhalten hat, wischt er beiseite. Er hat andere Sorgen. Bis Anfang der neunziger Jahre zählte die jüdische Gemeinde rund 150 Mitglieder. Dann kam der Wachstumsschub: Juden aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion verließen ihre alte Heimat und suchten sich, Armut, Not und auch Diskriminierung hinter sich lassend, eine neue. Viele gingen nach Israel, andere kamen als Aussiedler nach Deutschland. Auf rund 700 schnellte die Zahl der jüdischen Mitbürger in den drei westlichen Revierstädten empor. Etwa ein Viertel davon lebt in Oberhausen.

Mit den monatlichen Besuchen des Landesrabbiners, der bislang das geistige Leben betreut hatte, war es nun nicht mehr getan. Vor rund einem Jahr, Mitte 1993, kam daher Rabbiner Polnauer nach Mülheim; freie Zeit ist seitdem für ihn ein seltenes Gut geworden. In sei-

nem Arbeitszimmer sitzend, beginnt er aufzuzählen: Er leitet als Kantor und Vorbeter die Gottesdienste seiner Gemeinde, als Seelsorger betreut er die Zuwanderer bei ihren ersten Schritten in der neuen Heimat. Dann ist da noch diese „sehr große Arbeit“ an der Duisburger Universität, der seine Leidenschaft als Wissenschaftler wie als jüdischer Theologe gilt. Möglichst sämtliche bedeutsamen jüdischen Wissenschaftler, die vor der Nazi-Zeit in Deutschland gelehrt und geforscht haben, möchte er auf CD-Rom zusammentragen, dem Speichermedium der Zukunft. Dem einzigen Medium, das die dabei anfallenden Datenmassen außerdem bequem handhaben läßt. „Wissen sie eigentlich, wieviele bedeutsame deutsche Wissenschaftler Juden waren?“

Bethaus in Holten

In seinem Büro, das direkt über der Synagoge liegt, hält sich die neuzeitliche Computertechnik freilich noch verschämt zurück. Auf dicken Einbänden liegt Staub, Bücherberge überlagern Rolltische und bringen sie an die Grenzen ihrer Belastbarkeit, selbst das Mobiliar ist schwer und der Anbiederung an moderne Zeiten unverdächtig. Gelehrte Würde und kreatives Chaos scheinen sich in einem seltsamen Gleichgewicht eingependelt zu haben, das auch von Polnauers gelegentlichen Eingriffen ungestört bleibt. Der Unterricht der Kinder fällt ihm ein, der ebenfalls zu seinen Aufgaben gehört, und er zieht ein Buch hervor. Ein Gesangsbuch mit deutschen Texten links und einer Fassung in Iwrit, Neuhebräisch, auf der rechten Seite. „Sehen sie die Punkte hier?“ Er weist auf die Gesangszeichen, die dem ungeschulten Auge verborgen bleiben. Ein jüdischer Schüler muß sie deuten

können. Auch ein Überblick über die jüdischen Schriften, Ausdruck einer Kultur, die tausend Jahre älter ist als das Christentum, gehört zum Lehrstoff.

Schon einmal war der Unterricht ein erster großer Schritt in Richtung eines funktionierenden Gemeindegewesens, nicht viel mehr als ein Jahrhundert liegt das jetzt zurück. Die ersten jüdischen Familien auf dem Gebiet der späteren Stadt Oberhausen siedelten sich etwa ab Mitte des 18. Jahrhunderts in Holten an. Sie gehörten der Synagogengemeinde Duisburg an, wurden aber bereits 1877 selbständig. An der Mechthildisstraße hatten sie schon einige Jahre zuvor ein eigenes Gebäude errichtet, das dann bis zur Eingemeindung Holtens 1927 als Synagoge und später dann als Bethaus diente. Recht spät erst wurden Juden auch in Alt-Oberhausen ansässig. Als die Industrie im vergangenen Jahrhundert Zuwanderer aus allen Ecken Deutschlands anlockte, öffneten in den fünfziger Jahren in der noch kargen Umgebung zwischen Ruhr und Emscher auch die ersten Geschäfte mit jüdischen Inhabern. In einer offiziellen Einwohnerliste aus jener Zeit finden sich jüdische Namen, die Oberhausener Kaufleuten der ersten Stunde gehören: Berg, Bein, Horowitz, Rosenberg. Namen, denen man einige Jahrzehnte später wieder begegnet – in den Deportationslisten der Nazis.

Diese Familien gehörten zunächst der Mülheimer Synagogengemeinde an, doch mit der Zahl der jüdischen Mitbürger wuchs auch das eigenständige kulturelle Leben in Oberhausen. Den zukünftigen Bau einer eigenen Synagoge im Auge kauften Mitglieder der Gemeinde bereits 1873 für 400 Taler ein Grundstück an der Friedenstraße; doch als erste feste Einrichtung



Das Andachtshaus auf dem jüdischen Friedhof an der Gracht in Mülheim.

nahm ein Jahr später eine Elementarschule den Unterrichtsbetrieb für anfangs 32 Kinder auf. Die meisten Angelegenheiten des religiösen Lebens in Oberhausen wurden bereits von einem Vorstandskommissar geleitet, der dem Vorstand der Mülheimer Gemeinde untergeordnet war, doch bis zur völligen Unabhängigkeit dauerte es dann noch zwanzig Jahre. 1893 erteilte der Regierungspräsident schließlich sein Einverständnis. Mit den ersten Repräsentantenwahlen erlangte die jüdische Gemeinde Oberhausen vor rund hundert Jahren, am 11. Januar 1894, ihre Eigenständigkeit.

Ihre zu diesem Zeitpunkt 169 Mitglieder waren nun jedoch vollends darauf angewiesen, die Gebetsstunden jeweils in einem angemieteten Wirtshaus-Saal abzuhalten, denn erst 1898 wurde auch der Bau der eigenen Synagoge genehmigt. Unverzüglich schritt man zur Umsetzung, und am 18. März 1899 trug die Umgebung längs der Friedenstraße Festtagsbeflaggung. Zahlreiche Eh-



Die Gedenktafel an der Friedenstraße.

rengäste standen auf dem kleinen Vorhof, als Bürgermeister Otto Wippermann das neue Gotteshaus der Gemeinde übergab. Nach der Einsegnung endete der Festakt mit ei-



Vom jüdischen Friedhof an der Vennstraße in Holten sind leider nur noch Reste erhalten.

Künstlerisch gestaltete Grabsteine in Mülheim.

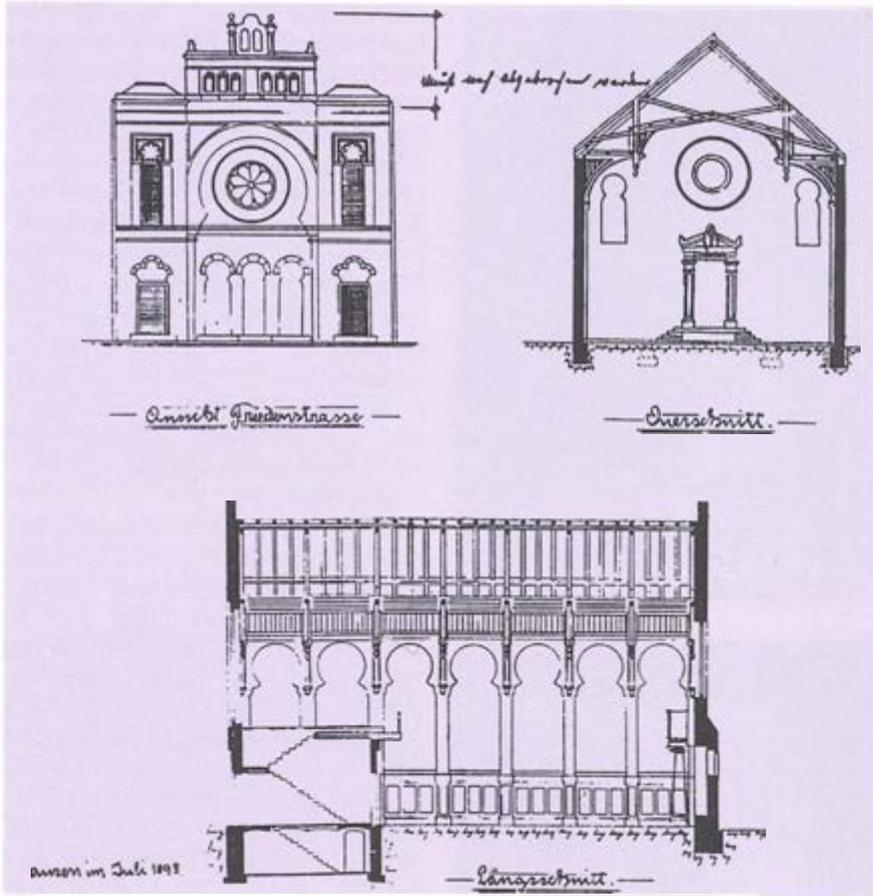


nem Gebet für Kaiser und Reich, wie der zeitgenössische Zeitungsbericht nicht zu erwähnen vergaß. Neben diesem Haupthaus richteten sich jüdische Zuwanderer aus dem

Osten eine zweite, kleinere Versammlungsstätte im Hinterhaus der Marktstraße 125a ein. Mindestens zwei Vereine bereicherten zudem das jüdische Leben: Der Frauenbund, der einen Kindergarten für die Mädchen und Jungen aus den ärmeren Familien unterhielt, und der Turn- und Sportverein „Bar-Kochba“, der noch 1930 – wie aus einem erhaltenen Schreiben ersichtlich ist – die Stadt um die Zuweisung eines Saales für die Tischtennis-Abteilung bat. Schon kurze Zeit später sollten derartige Ersuche unmöglich werden.

Abteilung 14

Knapp 200 000 Einwohner zählte Oberhausen 1933. Unter ihnen lebten laut einer amtlichen Statistik gerade einmal 581 Juden. Für das Verhalten der Nazis spielte dieses Verhältnis freilich keine Rolle. Was nach 1933 in Oberhausen geschah, zeichnet vielmehr ein verkleinertes Abbild der Geschehnisse, wie sie sich im ganzen Reich ereigneten: Bereits kurz nach ihrer Machtübernahme richteten die Nazis im Rathaus die Abteilung 14 ein, die dem Oberbürgermeister unterstellt war. Ihre Aufgabe war es, die „Entjudung“ innerhalb der Verwaltung, aber auch an anderen öffentlichen Stellen voranzutreiben. Über einhundert jüdische Mitbürger verloren allein im Zuge dieser ersten Säuberungswelle ihren Arbeitsplatz. „Die Kündigung erfolgte im Interesse des Dienstes“, lasen sie knapp unter ihren Entlassungspapieren. Weitere Gesetze, die Schritt für Schritt zur Entrechtung der Juden beitrugen, bündelten die Kontrolle bei der Abteilung 14. Juden, die etwa eine Hypothek umschulden wollten, brauchten dafür eine amtliche Genehmigung. Die Abteilung 14 allerdings erhielt ihre Weisungen direkt von der Gestapo.



Von den über hundert jüdischen Geschäften und Gewerbebetrieben fiel eines nach dem anderen den Berufsverboten und der nationalsozialistischen Hetze zum Opfer. Notare und Rechtsanwälte waren die ersten, die schon kurz nach der Machtübernahme ihre Kanzleien schließen mußten. Kurz darauf setzten die Boykottaufrufe ein, mit der die systematische Verdrängung der jüdischen Kaufleute eingeläutet wurde. Am 1. April 1933 zogen SA-Leute die Bahnhofstraße in Sterkrade herunter und schmierten mit Teer einen Galgen an die jüdischen Geschäfte. Daneben stand: „Geht nach Palästina“. Es dauerte nicht lange, bis auch traditionsreiche, teilweise heute noch angesehene Oberhausener Unternehmen, Hoteliers und Gaststättenbesitzer in Werbeanzeigen klar machten, daß Juden bei ihnen nicht bedient würden. Wer die Zeichen der Zeit er-

Bauzeichnungen der jüdischen Synagoge an der Friedensstraße.

Nachdem das Gebäude 1938 niedergebrannt worden war, ließen die Nazis das Grundstück „säubern“.

kannte, schloß früh genug sein Geschäft und floh. 41 jüdische Unternehmen verschwanden so allein bis Ende 1934 aus dem Geschäftsleben der Stadt. Nicht völlig allerdings, denn früh setzte in Oberhausen die sogenannte „Arisierung“ ein, die besonders auf die großen – und lukrativen – Kaufhäuser in der Innenstadt gerichtet war. Von den Boykotten zermürbt, von der SA bedroht, von an den Haaren herbeigezogenen Steuerschulden ruiniert, verkauften viele Juden ihre Geschäfte für einen Spottpreis an „arische“ Unternehmer.

D.O.
21.08

Oberhausen, den 1.12.38

1) An
Abt. 14

Ich habe den restlosen Abbruch der ausgebrannten Synagoge angeordnet, weil die Ruine das Straßenbild stört und öffentliches Ärgernis erregt. Verpflichtet zur Herstellung des ordnungsmässigen Straßenbildes ist nach der Verordnung des Bauauftragten für den Vierjahresplan zur Wiederherstellung des Straßenbildes bei jüdischen Gewerbebetrieben vom 12.11.1938 die Synagogengemeinde. Infolgedessen muß die Gemeinde auch die durch den Abbruch der Gebäudereste und der Säuberung des Grundstücks entstehenden Kosten tragen.

Nach Feststellung beim Grundbuchamt ist die Synagogengemeinde Eigentümerin des Grundstücks und das Grundstück völlig lastenfrei. Da es fraglich ist, ob die Juden in Oberhausen über den Betrag verfügen, empfiehlt es sich, auf das Grundstück eine Sicherungshypothek im Grundbuch eintragen zu lassen. Die Höhe der Hypothek wäre auf 4500,- RM zu bemessen.

Ich bitte um Prüfung, was zur zwangswweisen Eintragung der Hypothek vorher geschehen muß.

2.) 7. 10.12.38

I.V.
J. von Horn Eisiel

Febr 25 $\frac{402}{150} = 3,764$
 $\frac{406}{129} = 3,162$
5.12

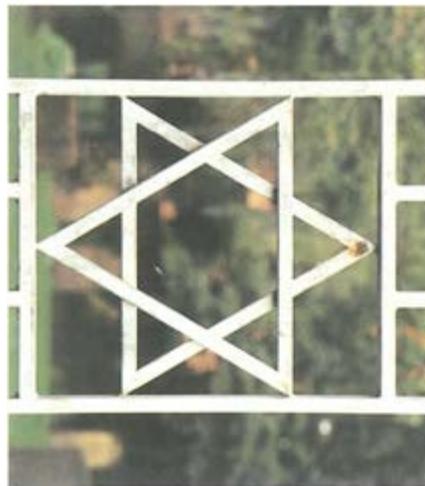
Reichspogromnacht

Insgesamt glückte knapp 300 Oberhausener Juden die Flucht. Wer hier blieb, durfte sich ab 1938 nur mehr an bestimmten Zeiten in der Öffentlichkeit zeigen. Die Reste jüdischer Kultur fegte der Sturm der Reichspogromnacht fort: Eine von der SA angestachelte Menge zog durch die Innenstadt und zerstörte die letzten jüdischen Geschäfte. Die Synagoge an der Friedenstraße ging in Flammen auf, nur ihre Grundmauern blieben stehen; dem Bethaus in Holten erging es nicht anders. Da die nunmehr mittellose jüdische Gemeinde selbst für die Schäden hätte aufkommen müssen, wurde bald der Zwangsabriß der Synagoge verfügt. Anfang 1939 schließlich widmeten die Nazis das ehemalige Möbelhaus Eigenfeld an der Ellenbogenstraße 10 zum „Judenhaus“ um. Zahlreiche Familien wurden aus ihren Wohnungen vertrieben und mußten dort nun in Lagerräumen leben. Zwanzig jüdische Männer verpflichtete die Stadt wenig später zur Arbeit für das Garten- und Friedhofsamt. Ihr Stundenlohn wurde auf 55 Pfennige gekürzt, da „der Jude kein vollwertiger und selbständiger Arbeiter“ sei.

Als am 27. Oktober 1941 der erste Viehwaggon vom Güterbahnhof Düsseldorf-Derendorf in Richtung der Vernichtungslager gen Polen rollte, fanden sich unter den 942 darin zusammengepferchten Menschen 50 Juden aus dem Gestapobezirk Oberhausen. Ende des kommenden Jahres empfing man in Berlin die Meldung, Oberhausen sei nunmehr „vom Juden befreit“. 259 jüdische Mitbürger waren bis zu dieser Zeit verschleppt und ermordet worden. In über einhundert Fällen ist das Schicksal unbekannt.

Die blutige Wunde, die zwölf Jahre Nazi Herrschaft hinterließ, ist

auch nach einem halben Jahrhundert nicht verheilt. Im Holtener Bethaus richteten sich Mieter ein, und wo einmal die Oberhausener Synagoge stand, erinnert erst seit einigen Jahren eine Gedenktafel an den einst geweihten Ort. Stellvertretend erinnert der Eduard-Berg-Platz an das jüdische Unternehmertum in der Innenstadt. Erhalten sind außerdem Reste der jüdischen Friedhöfe an der Vennstraße und der Emscherstraße. Eine eigenständige Gemeinde baute sich seither allerdings nicht wieder auf.



Der Davidstern ziert das Eingangstor des Juden-Friedhofes in Holten.

Nicht einmal ein Dutzend jüdischer Mitbürger sind heute offiziell in Oberhausen gemeldet. Niemand muß seine Religionszugehörigkeit angeben, lautet der Hinweis. Daß Juden damit offenbar Probleme haben, erscheint verständlich. Doch für Rabbiner Polnauer verbirgt sich darin auch ein finanzielles Problem. Bezahlt werden nämlich seine und die Arbeit der Gemeinde vom jüdischen Landesverband, und der wiederum erhält sein Geld ganz regulär über die Kirchensteuer. Doch nicht immer verbirgt sich

hinter einem fehlenden Bekenntnis beim Meldeamt zum Judentum eine subtile Angst. Finanzielle Gründe mögen bei den zahlreichen Zuwanderern hierfür ein Grund sein. Und sowohl bei den jetzt schon seit einigen Jahren hier lebenden wie bei den neu hinzugekommenen Juden spielt auch eine große Distanz zur eigenen Religion eine Rolle. Wer als Jude in der religionsfeindlichen Sowjetunion lebte, weiß schlicht so gut wie nichts über seinen Glauben, und wer im Ruhrgebiet lebte, praktizierte ihn nicht.

Kurs für Hebräisch

„Hier gelte ich als orthodox“, sagt Polnauer und lächelt. Er raucht nicht, kocht nicht und fährt nicht am Sabbat – das im wesentlichen macht es aus. Er will sich diese Eigenheiten bewahren.

Der Aufbau eines neuen Gemeindelebens erfordert Aufopferung genug. Und obwohl er sich bereits jetzt als „Jongleur“ sieht, wenn es um das Wahrnehmen und Einhalten von Terminen geht, sprudelt er über vor Ideen und selbstgesteckten Zielen. Einen Verein zur Förderung der jüdischen Musik möchte er gründen, offen für alle. Einen Kurs für gesprochenes Hebräisch will er vorbereiten, und, ach ja, auch um einen eigenen Saal, in dem die Gemeinde Gastmahle abhalten kann, muß er sich noch kümmern. Derzeit wird dafür noch regelmäßig die Gastfreundschaft einer nahen evangelischen Gemeinde in Anspruch genommen.

Polnauers Selbstdefinition bleibt freilich bescheiden: „Wir sind eine kleine Gemeinde mit großen Aufgaben.“ Als deren tragende Pfeiler wünscht er sich Solidarität und Toleranz. „Und das“, so Polnauer, „wünscht sich doch letztlich jeder Mensch.“

EIN FALL FÜR ZWÖLF MILLIONEN

*Claus Theo Gärtner –
Schauspieler und Rennfahrer*

MICHAEL SCHMITZ

„Irgendwie mache ich das möglich“, hat er beim ersten Telefongespräch gesagt, „aber für eine solche Geschichte brauchen wir schon einen ganzen Tag. Da muß ich was verschieben, wir sind voll in Dreharbeiten, aber das klappt schon.“ Ich antworte: „Also bislang haben wir für die Porträts immer drei Stunden Interviewzeit gebraucht.“ Zweites Telefonat am nächsten Abend: „Ich hab's noch nicht ganz geschafft, aber ich krieg's hin. Rufen Sie morgen noch mal an.“ Am nächsten Abend war die Ehefrau dran: „Können Sie Montagmorgen um zwölf Uhr bei uns sein?“ Dann kam eine ebenso kurze wie exakte Wegbeschreibung. „Abfahrt Limburg-Süd.“ Und so weiter. „Und so weiter“ endet in einem Dorf an der Nahtstelle von Westerwald und Taunus, eigentlich schon Taunus. Ein wunderschönes Landhaus mitten im Grünen, hier sagen sich Fuchs und Hase gute Nacht. Punkt

zwölf parken wir vor der Tür, neben zwei Alfas, Limousine und Spider. Brigitte Gärtner läßt uns rein.

„Wollen Sie was trinken, Kaffee, Tee, Mineralwasser, Bier, Schnaps?“ Der Schauspieler Claus Theo Gärtner kommt die Treppe runter, Jeanshose, verwaschen, Jeansjacke, verwaschen, nicht unbedingt Matula: „Gleich zu dritt wollt ihr über mich herfallen?“ „Einer fotografiert nur, der andere ist Drucker, Verleger, Fahrer.“ „Fahrer“ war das Stichwort, ich hatte es geahnt, daß das Interview mit Claus Theo Gärtner nicht mit Matula beginnt, sondern mit Rennfahren. Sozusagen ein „Warm up“. Ein „Fall für Zwei“ gewissermaßen, ein aktiver Rennfahrer, und ein ehemaliger, der Drucker, Verleger, Fahrer. Einen VW Bus haben die Gärtner auch noch, mit G-Lader, 175 PS, 200 km/h schnell. „Damit fährst Du auf der Autobahn am besten nur gradeaus. Glaubt ja auch keiner, daß

der so schnell ist.“ Autobahn sei Wahnsinn, jeden Tag, wenn er nach Wiesbaden zum Drehen fährt, denkt er: „Hoffentlich kommt nicht jetzt einer raus, die wissen ja gar nicht, was ein Auto alles nicht kann. Und was die Fahrer nicht können.“

Beim Durchblättern älterer Jahrbücher verscheucht Claus Theo Gärtner die beiden Hunde und stößt auf das Porträt von Dr. Heyo Schmiedeknecht. „Ach ja Babcock, da hätte man Aktien kaufen sollen, die stehen jetzt wieder gut.“ Endlich sind wir bei Oberhausen. Der Gasometer fällt ihm sofort ein, gut, daß man ihn erhalten habe, er wird ihn sich ansehen, wenn er nach Oberhausen kommt. Schallendes Lachen, als er hört, daß die Besucher der Ausstellung „Feuer und Flamme“ im Grafenbusch sogar in den Vorgärten geparkt haben. „Grafenbusch, da hatte ich mal ein Mädchen, das ich sehr verehrte. Der Vater war Hüttendirektor oder sowas. Ich hatte noch ein uraltes Fahrrad, bei ihr war schon alles verchromt. Und ich konnte anziehen, was ich wollte, die Klamotten waren auch nie richtig.“ Nur Großmutter Gärtner war zufrieden, man nannte sie nur die Gräfin, weil sie etwas etepetete war, „bei ihr fing es erst beim Dr. oder Apotheker an“. Eichelkamp? „Ja, ich glaub', die war das.“ „Der Vater war aber Hüttenarzt.“ „Hüttenarzt? Richtig, das könnt' er gewesen sein. Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht, aus der Beziehung ist ja auch nichts geworden.“

Während die Espressomaschine deutlich vernehmbar versucht, für die defekte Kaffeemaschine einzuspringen, ist Claus Theo Gärtner schon wieder auf der Piste: „Ich lebe hier im Zenith meiner Interessen, 30 Minuten bis zur Arbeit, in



die andere Richtung 45 Minuten bis zum Nürburgring.“ Seit sieben Jahren fährt er Langstreckenpokal, kürzlich hat er sich schwarz gegärt, unmittelbar vor dem Ziel am Karussell war er draußen, „20 cm zu spät in die Kurve eingelenkt, sieben Kilometer zu schnell“. Damals seien die Autos noch auf Rädern zum Ring gekommen, dann wurden Rennreifen aufmontiert, später kamen sie auf Trailern, heute werden sie per Sattelschlepper gebracht, „das ist die Generation, die erbt, die haben genug Geld für Autorennen“. Sein Hauptsponsor ist Yokohama. 150 000 DM gibt's pro Saison für Reifen.

Im letzten Rennen der Saison '94 hat er seine persönliche Bestzeit auf dem Ring gefahren. Für ihn war die Saison eigentlich schon gelaufen, „da hab' ich gedacht, laß' alle vorbei, für die geht es noch um die Meisterschaft. Und dann hab' ich gedacht, die können ja gar nicht um die Meisterschaft fahren, wenn sie so langsam vor mir herfahren“. Acht Minuten für die knapp 23 Kilometer lange Nordschleife sei enorm schnell, „die hatte ich noch nie“. Denn im Gegensatz zu den Profis, die täglich acht Stunden auf der Strecke sind, kann Claus Theo Gärt-

Claus Theo Gärtner und Sohn Dominik im Rennfahrer-Partnerlook.

ner erst freitags ins freie Training, „da mußt du dir die Straße angucken, wo Öl vom letzten Training ist, ich brauche zwei Runden, bis ich wieder drin bin. Am Samstag geht es dann um die Zeit“.

Bei der zweiten Tasse Kaffee mal eben runter vom Ring in die Biografie. 1943 in Berlin geboren, die Familie kam mit beiden Söhnen (Bruder Jürgen wurde in diesem Jahr 50) nach dem Krieg über Innsbruck



Auf dem Porsche Carrera zieht der Schauspieler unwiderstehlich durch die Kurven.

nach Oberhausen. Großvater Gärtner war selbständiger Sattlermeister, der Vater, im Kriegs sechsmal schwer verwundet, machte den Vertrieb, ein Onkel die Geschäftsführung im zuletzt an der Elsässer Straße angesiedelten Betrieb. Man wohnte auf der Langemarkstraße, Mutter Lotti lebt dort heute noch, Claus Theo ist mit Nebenwohnsitz noch da gemeldet. Gespielt wurde im großen Park, wo Mitte der Fünfziger das Europahaus gebaut wurde, vor allem aber in den Ruinen der Lichtburg oder der Deutschen Bank: „Für uns Kinder war das toll, Abenteuerspielplätze. Wenn ich dagegen heute diese eingezäunten kalten Dinger sehe.“ Die Mütter und Väter schlugen allerdings die Hände über dem Kopf zusammen, wenn die Jungen durch die Trümmer turnten. Eine kräftige Narbe am Gärtner-Kopf dokumentiert den Sturz in einen Schacht.

Nicht alles war so abenteuerlich. Im Mai beispielsweise wurde er nachmittags um fünf von der Mut-

ter hochgerufen. Dann war Waschen angesagt, saubere Klamotten, Maiandacht. Und wenn er einfach mal weghörte, riefen die anderen Spielkameraden: „Claus Theo, deine Mutter ruft dich.“ Der Mai sei der schlimmste Monat gewesen. Und noch einen habe es gegeben. November? „Richtig, die Rosenkranzandacht.“

Meßdiener war er sogar, aber nicht aus Überzeugung, obwohl er das „Confiteor“ heute noch kann, aber er wollte bei der Jungpfadfinderschaft St. Georg in Herz Jesu mitmachen. Da gab's eine perfekte Hierarchie, und dazu mußte man eben Messe dienen können. Mit Pfadfinderuniform, geschniegelt und gestriegelt, ging's dann nachmittags auch schon mal mit Mutter zu Café Bauer. Großmutter, die „Gräfin“ war ganz begeistert, dann sehe der Junge ja richtig gescheit aus: „Die sagte immer zuerst:

'Kämm dich', dann 'Guten Tag'.“ Als er dabei erwischte wurde, wie er auf der Sakristei von Herz Jesu herumkletterte, flog er bei den Meßdienern raus und gleich auch bei den Pfadfindern. Aber er hatte ohnehin nie eine Messe gedient, erinnert sich gleichwohl an Ferienlager, an einen bestimmten Pastor, an einen Jungen, den sie immer Monika nannten, und will mehr nicht geschrieben wissen.

Inzwischen ist Sohn Dominik aus der Schule gekommen. „Wie war's?“ „Gut.“ Zu uns gewendet, achselzuckend: „Komisch, war immer gut.“ Claus Theo lernte sich durchzuschlagen: „Ich habe nie so viel Geld gehabt, wie beim Bau des Europahauses, da wurde ja Stahl verarbeitet. Wenn die Arbeiter die Baustelle verlassen hatten, waren die kleinen Ratten sofort da und nahmen das Abfalleisen. Samstags kam der Klüngelspitt.“ Claus Theo ging zur Marktschule, dann zur Broermann-Realschule: „Das war nur ein kurzes Gastspiel, dann war ich wieder auf der Marktschule.“ Der Vater war streng, als er Claus Theo zum erstenmal beim heimlichen Rauchen erwischte, setzte es einen Boxhieb in die Magengrube. Und da der Vater dafür bekannt war, daß er auch schon mal anderswo die Fäuste fliegen ließ, war das Ergebnis entsprechend: Knockout. „Das habe ich ihm Jahrelang nicht verziehen, nicht den Schlag, aber den K.o. vor allen Jungen, diese Blamage, diese Schmach.“

Dabei war Claus Theo als Junge nun alles andere als ein Weichei, er war Mitglied der Lichtburg-Bande, die mit der Bahnhofsbande und der Bunkerbande rivalisierte, die schwächste aber auch war. Wenn man ins feindliche Revier kam, setzte es auch schon mal Hiebe, oder es wurde gepfiffen, dann

dachten die anderen, gleich kommt die ganze Bande, und hauchten ab. Besonders gefürchtet war die Uhlandbande, aber die kam selten.

Inzwischen der dritte Kaffee, Claus Theo Gärtner schaut uns langsam fragend an. Erlebnisse mit dem Vater färben ab. Mittags, inzwischen hatte er bei den Chemischen Werken Holten angefangen, weil es mit der Sattlerei angesichts der chemischen Konkurrenz für echtes Leder bergab gegangen war, kam der zum Essen immer nach Hause. „Eines Tages waren die Polizisten am Weg, wollten ihn anhalten. Wenn mein Vater aber eine Uniform sah, sah er Rot, selbst beim Briefträger. Er hauchte ab, und je schneller die Beamten ihm folgten, desto mehr Gas gab er.“ Schließlich war Vater Gärtner von Polizeiwagen eingekieilt. Ein Beamter meinte: „Ich garantiere Ihnen, Sie kriegen den Führerschein nie wieder.“ Der Vater antwortete: „Bitte behandeln Sie mich nicht Ihrem Milieu entsprechend.“

Dann nahm er sich Teddy Ternieden zum Beistand, jenes legendäre Oberhausener Original als Rechtsanwalt und Fußballschiedsrichter. Dessen Botschaft war bezeichnend: „Nirgendwo wird so gelogen wie vor Gericht und im Beichtstuhl.“ Der war doch immer in der Kneipe da am Amtsgericht, wie hieß die noch? Bevor wir antworten können: „Zum fröhlichen Meineid.“

Jedenfalls kam die Verhandlung, die Polizisten redeten kreuz und quer durcheinander. Da wurde auch der Milieu-Spruch des Vaters vorgebracht und der Richter meinte nur: „So so, das hat der Herr Gärtner gesagt?“ Mehr nicht. Schließlich bestand der Staatsanwalt wegen der unterschiedlichen Aussagen auf Verteidigung der Beamten

und da fiel ein Polizist um, mitten im Gerichtssaal, Kreislaufschwäche. Teddys Stunde hatte geschlagen. Ob er Angst habe vor der Verteidigung, der Polizist, ob er so einen Anfall öfter habe, mehrmals im Monat, und ob er deshalb in ärztlicher Behandlung sei? Und als der Beamte das zugeben mußte, beantragte Teddy, ihm den Führerschein zu entziehen, was da schließlich am Steuer alles passieren könne. Man müsse sich nur mal vorstellen, ein



*„Wenn mein Vater
eine Uniform sah,
sah er Rot,
selbst beim Briefträger.“*

solcher Anfall vor einem Kindergarten.

Claus Theo: „Köstlich, das war der Fahrer des Polizeiwagens. Da war der seinen Führerschein los und mein Vater hat seinen behalten. Seitdem allerdings sind wir nur noch Spalier gefahren, es war immer ein Polizeikonvoi hinter uns her. Da habe ich anständiges Autofahren kennengelernt.“ Aber der Vater hatte auch mal Glück. Früher, als am Schloß an der Kanalbrücke noch ein großes Bierzelt stand mit Aussichtsplattform auf den Rhein-Herne-Kanal. „da kippte man sich

einen, unter anderem mein Vater“. Einmal hielt ihn die Polizei an, und ließ ihn weiterfahren: „Am nächsten Tag ist er hackevoll mit einem Kasten Bier aufs Revier gegangen und hat sich bedankt.“ Mit einigen Polizisten stand sich Vater Gärtner gut, und wenn dann einer kam: „Theo, dein Sohn hat schon wieder...“, dann ließ er den Polizisten gar nicht erst ausreden: „Treten Sie ihn in den Arsch.“

So an die zwei der anvisierten drei Stunden sind vorbei, wir sitzen im Wintergarten, der mal Terrasse war und später überdacht wurde. Ein „Jawe“-Rennmotorrad anno 1936, Überraschungsgeschenk von Ehefrau Brigitte, steht vor dem Ausblick auf einen wunderschönen Garten, nicht englisch gepflegt, eher geordnetes Chaos.

„Woll'n wir nicht mal ein Bier trinken?“ Das Schwelgen in den Fünzigern und Sechzigern verführt. „Ja.“ Aus dem Keller schleppt der verwaschene Jeans-Anzug im Korb sechs eisgekühlte Flaschen Bitburger hoch. Als er mit einem Freund erstmals am Südmarkt in der Bunkerbar Biertrinken übte, beide hatten sich als Mopedfahrer ausstaffiert, um alt genug zu erscheinen (die Schauspielerei steckte eben schon drin), und nach sieben Bier randvoll waren, nutzte zuhause auch energisches Abstreiten nichts. Claus Theo mußte auf Befehl des Vaters stundenlang neben dem Bett auf einem Hocker sitzen. Das sei die reinste Folter gewesen, wo es ihm doch so schlecht gewesen sei und sich alles um ihn gedreht habe.

Theaterspiel, das gab's in der Jugend auch schon, beispielsweise im Apollo-Filmtheater beim „Jekami“, „Jeder kann mitmachen“. Mit zwei Freunden war er das Zebra. Immer reihum, mal Vorderteil, mal Hinterteil, mal Dompteur. Ab und

zu gewann er einen Preis. Einmal, erinnert er sich, hat der Vater ihm verboten mitzumachen: „Da habe ich mich aus dem 1. Stock abgeseilt, bin zum „Jekami“ gegangen und war zum Mittagessen wieder zuhause. Das mit dem Zebra wäre ja sonst nicht gegangen, ein Zebra ohne Hinter- oder Vorderteil, wie hätte das ausgesehen?“ Diese Disziplin habe er bis heute behalten. Der Matula sei ja nicht gerade die künstlerische Erfüllung, „aber praktisch. Ich mache das jetzt seit 14 Jahren. An Drehtagen geht es morgens um acht Uhr los und zwölf Stunden durch.“ Unter den industriellen Bedingungen bei Arbeiten an einer Serie sei Disziplin unerlässlich: „Da kostet der Apparat jede Minute 10 000 Mark. Wenn du fünf Minuten zu spät kommst und die deshalb nicht weitermachen können, sind das 50 000 Mark.“ Aber es mache ihm Spaß, sei ja nun auch mal sein Beruf.

Dafür habe er in frühen Jahren viel gelernt, gerade auch in der stürmischen Jugendzeit, sagt Claus Theo Gärtner ganz offen, einer Jugendzeit, die die typischen Gärtner-Spuren in sein Gesicht geprägt hat, rau, Falten, die nicht alt, die lebendig machen. Nach der Schule hatte er alle möglichen Jobs, Tiefbau, Hoppermanns Futtermühle. „jeder war doch froh, wenn einer sagte, daß er arbeiten will“. Später, während der Semesterferien im Schauspielstudium, arbeitete er unter anderem bei der HOAG im Grobblech- und Walzwerk, als Einträger bei der Oberhausener Glasfabrik, bei der Paketpost auf dem Bahnsteig: „Ich habe mir mein Studium weitgehend selbst verdient, von Zuhause kam etwas dazu.“ Sogar selbständiger Reinigungsunternehmer war er, erst in Berlin, wo der Markt immer kriegerischer wurde,

dann in Oberhausen. Vollreinigung für Gebrauchtwagen, später für den, der ihm, weil er keinen Gewerbeschein hatte, drohte, ihn zu verpfeifen. „Ich hatte damals ein eigenwilliges Geschäftsgebaren. Wir saßen im Kaffee Underberg und da habe ich ihm gesagt: „Willst Du gleich was vor die Fresse oder draußen? Das war das Ende für mich.“ Also arbeitete er mit dem Reinigungsmittel des Konkurrenten in Kneipen. Manchmal wurde



*„Da habe ich ihm gesagt:
'Willst Du gleich
was vor die Fresse oder
draußen?'“*

so feucht gesäubert, daß die Gäste in der Euro-Bar noch Tage später einen nassen Hintern hatten.

So könne ihm heute keiner was vormachen, sagen: „Das geht nicht“. Bei den Stunts sei das oft so. Die bauten sich manchmal ein bombastisches Drumherum. Als Matula kürzlich bei Dreharbeiten in einem Wiesbadener Hotel im 8. Stock von einem Balkon auf den anderen klettern mußte, wurden für den Stunt Drahtseile gelegt, Träger in den Fluren, sogar in den Hosensbeinen, damit es keinen Totalabsturz gab. Stunden habe das gedau-

ert, inzwischen sei es drei Uhr nachts gewesen: „Da bin ich selbst hoch und eben so rübergeklettert.“ Bei einer anderen Szene ging es mit dem Auto den Abhang runter, Siebenpunktgurte, jede Menge Schaumstoff. Und dann habe er gesehen, daß der Tank randvoll war, mit Benzin: „Die wären gar nicht mehr rausgekommen aus dem Auto“.

Ein zweiter Korb Bitburger ist die Kellertreppe raufgegangen.

Gelegenheit, wieder in die Oberhausener Zeit zurückzukehren. Der Vater war zunächst von den Schauspielerplänen nicht hellauf begeistert. Er meinte, daß der Sohn dazu erst ein Handwerk erlernen müsse. Außerdem habe er doch nie Schularbeiten gemacht, und als Schauspieler müsse er das sein Leben lang. Claus Theo begann in Sterkrade eine Lehre als Klempner und Installateur. Ein halbes Jahr machte es auch Spaß, „aber nachdem ich das 12. verstopfte Klo sauber gemacht und nur Fallrohre gelötet hatte, wußte ich: Das ist nicht dein Beruf.“ Er wollte zur Schauspielschule, war aber noch keine 18. Also klaute er sich Vaters Auto und fuhr nach Bochum. „Ich hab gedacht, wenn die mich mit dem Auto vorfahren sehen, dann wissen die, daß ich 18 bin. Und dann komm' ich dahin und konnte nicht bis zur Schauspielschule fahren, da gab's gar keine Straße. Ich mußte das Auto 500 Meter weit entfernt parken.“ Die Aufnahmeprüfung hat er dennoch geschafft. Ein Freund war allerdings der Meinung, Bochum sei zu nahe bei Oberhausen, gemeinsam haben sie sich für Hannover beworben. „Geh doch vorher noch mal zu Günther Büch“, hat man ihm geraten, „laß Dir Tips geben.“ Einen ganzen Tag lang habe er im Mini-Apartment Mülheimer

Straße 300 mit dem Enfant terrible des Oberhausener Theaters der Sechziger Jahre gearbeitet. Claus Theo Gärtner bestand die Prüfung auch in Hannover, der Freund als „spiritus rector“ nicht.

Brigitte Gärtner bringt Schnittchen: „Ihr könnt nicht nur Bier trinken.“ Es gibt das, was die Nachbarn haben. Und tolles Brot, beim Bäcker noch mit Blech per Hand in den Ofen geschoben und wieder rausgeholt. „Wenn der mal zuviel getrunken hat“, erzählt Claus Theo Gärtner, „verbrennt das Brot im Ofen. Dann müssen wir in den Supermarkt. Furchtbar.“ Der Schauspieler kocht selten selbst: „Meine Frau ist eine excellente Köchin.“ Das hatte Mutter Lotti schon vorher erzählt. Gleichwohl berichtet er stolz, daß sein Sohn, und der sei ein echter Gourmet, abends zuvor seinen Feldsalat mit Ruhrpottddressing gelobt habe, Zitrone, kein Essig, saure Sahne, etwas Zucker für den Geschmack.

Pferdestall, Anno 1700, Safe, Scotch Club, Oberhausens frühere Kneipenszene sprudelt nur so aus ihm heraus. Mit Freund „Spezi“ hat er im „Scotch“ mal einen Stierkopf von der Wand geholt: „Damit sind wir abgezogen. Bei Spielwaren Wahl haben sie uns gehabt, vier Leute im Cabrio.“ Darunter „Scotch“-Eigentümer Kurt Priester und Betreiber Siggi Hahn, Box-Ringrichter mit Kampferfahrung. „Die wollten uns mitnehmen und uns in der Kneipe was auf den Nippi geben. Als der Siggi Hahn den Arm hob war ich schneller, er segelte rückwärts ins Cabrio. Spezi hat dem Priester mit seinem Gipsarm eine gegeben und dann sind wir gelaufen. Bis zum Gloria, zwei Polizisten in die Arme. Die haben uns zurück zum Cabrio geschleppt.“ Dort kam wieder der Schauspieler durch, so

eine Art Matula, der ja gut austeilen kann, immer wieder aber auch kräftig einstecken muß, vor seiner Zeit in action. Claus Theo keuchte nur noch: „Ich kann nicht mehr“, ließ den Kopf vornüber hängen: „Wasser, Wasser. Bis ich die Schuhe ausgezogen hatte. Dann bin ich auf Socken los. Die haben mich nicht mehr gekriegt.“ Am nächsten Tag traf er „Schorsch“ Badya, den einarmigen Fahrlehrer: „Das find' ich klasse, was Du da gemacht hast.“



*„Dann bin ich auf
Socken los.
Die haben mich
nicht mehr gekriegt.“*

Kein Zweifel, Oberhausen hat ihn geprägt, das Ruhrgebiet insgesamt: „Alles, was ich an Grund gelernt habe, kommt daher.“ Auch ein Stück Sprache, nicht unbedingt Revier-Slang, aber doch die herbe Ausdrucksweise. Wieder ein Lachanfall, als er sich an alte RWO-Zeiten erinnert, den schönsten Ruhrgebietspruch habe er im Stadion Niederrhein gehört. Damals spielte „Willa“ Demski noch für die Kleeblätter: „Der war ja schon etwas älter, hatte ein Bäuchlein, stand meist an der Mittellinie rum und wartete auf den Ball. Und dann kam einmal

ein Zwischenruf: 'Wenn Du immer nur stehen willst, wärs Du besser Pillemann geworden'.“

Und wie oft habe er den „Sängerbrieff“ bekommen, ruhestörender Lärm heißt das, nach Kneipenbesuchen. Als Mutter Lotti mal im Krankenhaus auf dem Annaberg lag, hat er ihr nachts um zwölf ein Ständchen gebracht. Aus der Tür der Marienkirche, von dort schallte es besser: „Meine Mutter hat sich in Grund und Boden geschämt.“

Auch sein erstes Auto hat Claus Theo in Oberhausen zu Schrott gefahren, das seines Vaters, einen Opel Rekord, 14 war er damals: „Wir haben in einer Kneipe an der Hermann-Albertz-Straße, ich glaube bei 'Kothen' an der Ecke Gewerkschaftsstraße, Silvester gefeiert. Wir sollten schon mal die Mäntel ins Auto bringen, als Feierabend war. Und dann saßen mein Bruder und ich im Wagen, und Vater kam und kam nicht. Es war ziemlich warm und hatte geregnet. Dann bin ich losgefahren.“ Erste Tour bis zur Flaßhofstraße und zurück, immer schneller. Dann noch mal hoch bis zur Mülheimer, auf einmal war da Blaubasalt, das Auto landete an einem kleinen Baum. Bums: „Vorher war da kein Mensch, auf einmal standen da 30 Leute.“

30 oder 40 Stunden sozialer Hilfsdienst waren die Quittung. Grasabstechen auf dem Sportplatz eines Jungarbeiterwohnheimes, von hier nach da, von da wieder nach hier. „Idiotisch“, dachte sich Claus Theo, und hatte bald keinen Bock mehr. Dann Heizungskeller saubermachen. Schnell wieder Lust vorbei: „Da bin ich nicht mehr hingegangen.“ Ein Jahr später kam die Vorladung vom Jugendschöffengericht. Er meinte, als Zeuge irgendeiner Sache: „Als ich da reinkam, ging es um mich.“ Eine Woche Jugendar-

rest in Remscheid, weil er die Hälfte Sozialstunden geklemmt hatte.

Gejubelt hat er damals: „Alle aus der Bande waren schon in Remscheid gewesen, nur ich noch nicht. Ich kannte ja schon jeden Schließer aus Erzählungen, auch Icke, den Berliner, der nur einen Arm hatte.“ In den Ferien rückte er an, erstmal bis zur Trinkhalle vor der Jugendknasttür. Eine Cola noch, bei der dritten Zigarette kamen zwei Männer, nahmen ihn unter die Arme und drin war er. Die kannten ihre Pappenheimer, wer mittags an der Trinkhalle stand und rauchte, mußte mit Sicherheit zum Arrest.

Drinne sahen die Aufscher, was Mutter ihrem Claus Theo eingepackt hatte, Pantoffel, Zahnbürste und Nagelfeile: „Willst Du hier ausbrechen?“ Dann kam die Arbeit. Zuerst Heftzwecken herstellen. Drei Jungs an einer riesigen Maschine mit Schwungrad. Er steht (wieder mal) auf, macht vor, wie das ging. Einer legte den Stift an, einer drehte das Schwungrad, fertig war die Heftzwecke. Dann Halteklammerchen für Handtücher. Als er drei fertig hatte, tat ihm der Arm weh: „In der Zelle lag 'ne Bibel, da hab' ich lieber drin gelesen. Als Icke kam, fiel der fast in Ohnmacht. 1000 Klammerchen hätte ich machen müssen.“ Als die Woche vorbei war, genierten sich zwei führende Oberhausener Bänker von damals. Denn deren Söhne saßen auch und wurden abgeholt: „Mensch, haben die sich vor mir geniert. Aber die eine Woche hat mir auch zu denken gegeben fürs ganze Leben, nie wieder in so etwas rein.“

Ein weiterer Korb Bitburger hat die Kellertreppe geschafft, die „Mär“ von den drei Stunden hat sich erledigt.

Seit sieben Jahren wohnen die

Gärtners nun auf dem Land. Zunächst hatten sie noch eine Stadtwohnung in Wiesbaden, aber irgendwann stellte sich die Frage, wo Dominik, heute zehn, zur Schule gehen sollte. Brigitte und Claus Theo Gärtner entschieden sich für die Nahtstelle von Westerwald und Taunus, eigentlich schon Taunus, ländlich: „Ich hätte als Großstadtkind, das ja auch lange in Berlin gelebt hat, nie gedacht, mal mit grünem Daumen durch den Garten zu



*„In der Zelle lag
'ne Bibel,
da hab' ich drin
gelesen.“*

laufen.“ Soeben erst hat er die Tannenhecke eigenhändig um die Hälfte beschnitten. Aus Erfahrung gelernt. Als die Gärtners nämlich mal von einem Urlaub aus Neuseeland zurückkehrten, hatte das Sturmtief „Wiebke“ alle Tannen flachgelegt, mit Schwerstarbeit wurden sie wieder aufgerichtet. Kaminholz holt er eigenhändig mit dem Trecker aus dem Wald. Ab und zu hilft ein Gärtner dem Gärtner.

Inzwischen hat sich eine der drei Katzen auf meinem Oberschenkel zur Ruhe gelegt. Wie wär's denn mal mit Schauspielerbiografie?

Claus Theo Gärtner führt nicht Buch, hat keine Stunden, Tage, Monate, nicht mal exakte Jahreszahlen parat, „für mich ist immer alles 'neulich'. Ich kann mich gut um ein Jahr vertun, bin doch ein halbes Leben lang rumgezogen. Wieviel Wohnungen ich allein renoviert habe? Jahrelang in Hotels gewohnt, eine Zeitlang täglich in Berlin und Hamburg gespielt, hin- und hergeflogen.“ Ein Hamburger Taxifahrer bekam mal 30 Mark Extra-Trinkgeld, wenn er es vom Flugplatz bis zehn vor drei zum „Thalia“ schaffe. Der ist mit 160 über die Rothenbaumchaussee: „Als ich ankam, hatten die anderen ihre Kostüme fast schon ausgezogen. Ich habe gerufen: 'Alle wieder anziehen', und dann haben wir gespielt.“ Streß sei es oft gewesen, daß der Lappen auch pünktlich hochging.

Die Katze hat genug von meinem Oberschenkel, ich hab' wohl zu oft nach dem Bierglas gegriffen. Nach der Schauspielschule erstes Engagement für Claus Theo Gärtner. Gastspiel in Oberhausen, „Leben mit Vater“, Regie Günther Büch. Der sagte Lotti Gärtner schon damals: „Der Claus Theo wird mal ein Großer.“ Dann Göttingen beim großen Heinz Hilpert, Bremen, Braunschweig, ein paar Jahre Schaubühne Berlin unter Peter Stein, Württembergisches Staatstheater in Stuttgart, von 1975 bis 1978 wieder Schaubühne Berlin, Hamburg, erst Ernst-Deutsch-Theater, dann „Thalia“, dort auch als Regisseur, Schülertheater in Berlin. Zwischendurch Gastspiele, an der „Burg“ in Wien, in Zürich, auch mal in Bochum, sogar in Dinslaken. Eine Aufzählung der Rollen, wichtiger Charaktere von der Klassik bis in die Gegenwart, ist ihm schwer möglich, 50 bis 60 seien es auf der Theaterbühne bestimmt gewesen. Au-



*Claus Theo Gärtner (r.)
und Wolfram Weniger 1966
auf der Bühne der Ober-
hausener Kammerspiele im
von Günther Büch insze-
nierten Lustspiel „Leben mit
Vater“ von Howard Lindsay
und Russel Crouse.*

ßerdem bekommt der Schauspieler aus der Hand nur ein paar zusammen wie den Marquis „Posa“ aus „Don Carlos“, den „Wurm“ in „Kabale und Liebe“, den Knopfgießer in „Peer Gynt“ oder ein paar andere, dann verläßt ihn die Lust, weiter aufzuzählen. Auf Theatertournee war er auch, 300 mal allein mit „Revanche“. 1971 Bundesfilmpreis für den Revierfilm „Zoff“, seither rund 80 Filme. „Matula“ allein schon ist ja neben Klasse da seit 14 Jahren auch „Masse“.

Daher seit einiger Zeit kein Theater mehr. Denn dadurch habe er jahrelang keine Rennen mehr fahren können. Die Bühne fehle ihm im Augenblick nicht, „Theater und Autorennen geht nicht, weil ich zuviel reisen müßte“. Als sein Produzent meinte, er solle Fernsehen und Theater machen, drohte er, nur Rennen zu fahren. Also brachte er Beruf und zweite Leidenschaft unter einen Hut. Am Jahresanfang gibt er die Renntermine ab – 14 große pro Jahr (auf dem Nürburgring, Miami-Grand-Prix, 24 Stunden von Daytona), und ein paar Gastspiele in Porsche- oder Prominentenrennen, danach werden die Drehtermine festgelegt. Selbstbewußt gibt er zu, daß er sich das bei seinem Marktwert leisten kann. Außerdem, Theater verlerne man nicht, später wird er das wieder machen, auch Regie führen, aber Letzteres habe noch zehn Jahre Zeit.

Denn der „Fall für Zwei“ ist längst regelmäßig ein Fall für viele Millionen Menschen, Quote steigend, mehr als zwölf Millionen Zuschauer/innen, Spitzenplatz bei Krimiserien. Das macht ihn gefragt: „365 Tage im Jahr könnte ich bei Wohltätigkeitsveranstaltungen auftreten und würde dabei verhungern.“ Jedes Feuerwehrfest im weiten Umkreis soll er schmücken. Angebote für Talkshows der privaten Fernsehsender kommen stapelweise. Mit der gleichen Hartnäckigkeit, mit der sie versuchen, ihre Talkcouch mit einem zu schmücken, „der zwölf Millionen Einschaltquote hat“, verteilt Claus Theo Gärtner Körbe. Den Popanz machen für die Oberflächlichkeit der Gottschalk und Co, als Belustigungsobjekt dienen und dusselige Fragen beantworten, allein bei dem Gedanken daran werden die Falten im Gesicht mehr. Und Ehefrau Brigitte schau-

dert es regelrecht. Von Talkshows, stellt er fest, könnte er allein schon gut leben.

Sponsorenpflege betreibt er schon, gibt dann auch Autogrammen. Ja, die eine oder andere Gala muß ebenfalls sein, auch Bälle. Im November mußte er nach dem Bundespresseball zur Aufzeichnung der Elstner-Show. Eigentlich wollte er gar nicht, hat sich aber breitschlagen lassen. Gegen „Strictzel“ Stuck mußte er auf der Tartanbahn antreten, 100 Meter weit ein Auto anschieben. Bis drei Uhr hatte er nachts zuvor gefeiert und getanzt: „Du glaubst es nicht, auf der Tartanbahn bleibt das Auto kleben. Das geht voll in die Waden. Außerdem hatte der Stuck mit seinen einsfundneunzig einen ganz anderen Hebel als ich, wenn der ansetzte, rollte das Auto gleich ein paar Meter weiter.“ Zwei Meter vor dem Ziel verließen ihn die Kräfte, Stuck mußte helfen: „Dabei wollten wir gemeinsam über die Ziellinie.“

Fit hält sich Claus Theo Gärtner mit der Gartenarbeit, aber auch mit dem Mountain-Bike. Großes Hobby ist das Boot, das im holländischen Friesland liegt. Wenn es eben geht, sind die Gärtners übers Wochenende auf dem 15 Tonnen schweren, 14 Meter langen Schiff, Marke „de Ruiter“. Das Platzangebot ist für die Familie optimal: „Ich wollte immer ein Boot, damit ich nicht in ein Freizeitloch falle, wenn mit dem Rennsport Schluß ist.“ Beide haben ihren Bootsführerschein gemacht, bevor sie das Schiff von einem Holländer kauften, Claus Theo Gärtner hatte ein kleines Schild daran entdeckt, als es im Hafen lag: „te koop“. Sofort hatte er sich in das Boot verliebt, und ohne zu handeln dann auch gekauft. Wäre auch zwecklos gewesen. Der Holländer hatte ihm im besten Hessisch (nach 15 Jahren in

Frankfurt) gesagt, er handle nicht. Also Kauf per Handschlag: „Eine Woche später war es meins.“

Die drei Stunden haben sich wie von selbst verdoppelt, der Korb mit Bitburger ist noch im Einsatz.

Autos sammelt der rennfahrende Schauspieler auch, vier alte Alfa Romeo hat er, unter anderem einen 61er Zagato, einen 69er GTV, eine 71er Giulia. Bisweilen kommentiert er für Premiere die amerikanische Indy-Car-Serie: „Es macht Spaß, dafür durch die Welt zu reisen.“ Indianapolis allein sei unvergleichlich, da treffe sich Amerika, die ganze Clique von Verrückten komme zur Show. „Indianapolis ist wie 24-Stunden-Rennen am Ring, mal 100, mal 1000. Das ist mit nichts zu vergleichen.“ Im Gegensatz zu den traditionellen Formel-1-Boliden seien die ähnlich aussehenden der Indy-Serie „wie umgebaute Feldschmieden“.

Bei einem Kommentar trat er Nigel Mansell wohl zu nahe. Der hatte einen Crash und saß im Auto auf heißem Methanol. „Ich kommentierte, daß er wohl gleich aus dem Auto hüpfen würde, und da sprang er auch schon. Der hat sich mächtig den Hintern verbrannt.“ Daß er weiter kommentierte, Mansell würde nun einige Tage auf dem Bauch schlafen, trug ihm Rügen von Zuschauern ein, und von Mansell selbst, den er später auf einer anderen Rennstrecke traf. Von den deutschen Fahrern übrigens hält er Frentzen für mindestens ebenso gut wie Weltmeister Schumacher: „Als beide noch für Mercedes fuhren, war Frentzen immer schneller, wenn der den richtigen Motor kriegt, wird es für Schumi eng.“

Pflegeleichteres Hobby des Gärtners ist unter anderem Musik. Er hört alles, „kannst Du Dir bei einem zehnjährigen Sohn ja vorstellen“.

Musik je nach Stimmung, auch Klassik, Klavierkonzerte, vor allem Beethoven. Regelmäßig gehen sie ins Theater, fahren nach Berlin oder Wien, Zürich, Frankfurt, München oder Hamburg. Fast ausschließlich Schauspiel, ganz selten Oper. Fernsehen nur wenig, und wenn, dann Nachrichten, Dokumentationen, naturwissenschaftliche Sendungen, politische Magazine. Nein, politisch aktiv sei er nie gewesen, „wenngleich mich die



„Wenn der Frentzen den richtigen Motor kriegt, wird es für Schumi eng.“

68er schon geprägt haben“. Andere Krimiserien sieht er so gut wie nie, „ich weiß doch wie das geht. Außerdem gibt es Wichtigeres als den Seriensoßenschwachsinn.“ Sport schaut er sich gelegentlich an, vor allem natürlich Autorennsport, auch wichtige Fußballspiele.

Außerdem reicht die Zeit kaum. Gerade hat er mit zwei Freunden in Lübeck drei alte Häuser gekauft, das älteste Jahrgang 1640, mitten in der Altstadt. Die werden jetzt zu einer Einkaufsgalerie umgebaut. Aus einem alten Kino werde zum Beispiel eine Markthalle. Ganz schöner

Streß, immer neue Auflagen der Denkmalschützer, der Stadt, aber mit jeder Auflage werde es auch immer wieder besser, dann werde man immer kreativer. Sogar aus Paris haben sie sich eigens Gestaltungsvorschläge kommen lassen, er fühle sich schon fast wie ein Architekt. In dem ältesten Haus entdeckten sie zufällig einen alten Schiffsmast, ebenfalls anno 1640, der als Träger den ganzen Bau hielt. Er wurde freigelegt, wunderschöne Schnitzereien kamen ans Tageslicht. Der werde demnächst in jedem Fremdenführer über Lübeck zu sehen sein.

Ab und zu macht er Fahrerlehrgänge, einmal war ein Berliner dabei, der schon 30 Jahre Taxi fährt. Nach anfänglicher Skepsis war der erstaunt, was er von dem Schauspieler mit dem Auto noch lernen konnte. Seine Frau ist mit der Rennfahrei voll einverstanden: „Auf der Autobahn lebt er doch viel gefährlicher.“ Beim Beruf auch. Knochen- und Rippenbrüche, Prellungen, Quetschungen, wenn er rein geht in eine Sache, dann voll, auch beim Autorennen. Nur da hat Claus Theo Gärtner in sieben Jahren noch nicht einen einzigen Kratzer bekommen.

Kunst sammeln die Gärtners, das Schwimmbad im Keller wurde zu einer Galerie umgebaut. Im Garten stehen Objekte, eines von Klaus Richter nennt seine Frau gern „Blauer Klaus“: „Ich werde es wohl mal gelb streichen müssen, damit diese Wortspielereien aufhören.“ Bei Menschen haßt er am meisten Unehrlichkeit, Offenheit schätzt er besonders. Er selbst hält sich inzwischen für pflegeleicht, vor allem bei der Arbeit: „Ich bin Profi, will mich nicht ärgern.“ Es gibt auch keinen Regisseur, mit dem er nicht zusammenarbeiten würde.

Ohnehin redet er nicht über Kollegen, weder so noch so. Eigene schlechte Erfahrungen stören ihn nicht. Auch nicht solche mit Medien, wenn er schon mal als trinkfester Mime dargestellt wird, der die Frauen reihenweise vernascht. Er lacht sich dabei halbschief: „Was die mir alles andichten, reicht für viele Leben. Außerdem machen die mich regelmäßig dann schlecht, wenn sie befürchten, daß wir wieder bessere Einschaltquoten beim ZDF haben als die mit ihren Serien. Die Zeitungsriesen haben doch alle ihre Privatsender und damit auch Einschaltquoten aus kommerziellem Interesse im Auge. Da störe ich eben.“

Daß er später mal selbst Filme dreht, kann er sich durchaus vorstellen: „Aber keine szenischen. Wenn, dann Dokumentationen, politische Beiträge. Mich interessiert es eben, wie ein Mensch allein in der Antarktis klarkommt.“ Tierfilme würden ihn ebenfalls reizen, schon als Kind sammelte er tierische Erfahrungen. Wo heute an der Paul-Reusch-Straße der große Bau mit „Queens Pub“ im Parterre steht, war früher ein großer freier Platz, da wurden regelmäßig Zirkuszelte aufgeschlagen. Er durfte zu den jungen Bären, einen, der „Tapsi“ hieß und nachdem er einen seiner beiden Hunde benannt hat, sogar mit der Zuckerflasche füttern: „Die haben mir nie etwas getan, ich hatte Welpenschutz.“ Bei der Bärennummer durfte er sogar mit in die Manege, Schularbeiten hat er dann im Wohnwagen der Zirkusleute gemacht.

Geprobt hat er seine Bärennummer, wenn er von der Nachhilfestunde nach Hause ging. Der Lehrer wohnte auf der Falkensteinstraße, eigentlich, meint er, hätte er keine Nachhilfestunden gebraucht. Aber

da die Gärtner in Naturalien zahlten, Ledermäntel und -jacken, Taschen, Koffer, hatte der Lehrer die Dringlichkeit einer Nachhilfe für Claus Theo etwas aufgemotzt. Und dann kam er abends am Theater vorbei („Für mich damals schon ein Zauberkasten“), ging durch den Grillopark. Da brach er sich einen Stock von einem Baum und dirigierte die Blumen auf der großen runden Wiese wie eine Bärengruppe.



*„Es gibt ja
noch ein Leben
vor dem Tod,
und du willst
auch nicht der
reichste Mann auf
dem Friedhof sein.“*

Darauf führt Claus Theo Gärtner seine besondere Affinität zum Zirkus zurück. Außerdem habe seine Mutter früher auf dem Seil gelaufen, aus deren Familie seien viele beim Zirkus gewesen. Er selbst hat mal am Trapez trainiert, ist in Göttingen sogar mal eine Woche eingesprungen, als ein Flieger ausgefallen war, nach zwei Tagen Training: „Allerdings nur mit einfachen Sachen.“

Und jede Menge Clowns habe er in seiner Jugend gespielt, die ihn in früheren Jahren übrigens auch gewissermaßen als Direktor der Schauspieltruppe des Jugendheim bei Herz Jesu an der Pacellistraße sah. Als das gebaut wurde, sei er den Leuten im Rathaus mit seinen Vorschlägen für eine Theaterbühne regelrecht auf die Nerven gegangen. Aber er bekam seine Podeste, gründete eine Laienspieltruppe, war selbst der jüngste im Team und alle hätten auf sein Kommando gehört.

Es ist 20 Uhr, der Bitburger-Korb hat endlich Ruhe. Geklappt hat es wirklich, nur nicht mit den drei Stunden. Mir scheint, Claus Theo oder Claus Theo Gärtner hätte noch Stunden weiterklönen können, über die Rennfahrerei, über seine Arbeit, vor allem über alte Oberhausener Zeiten, über die vielen gemeinsamen Menschen. Nannten wir nur einen Namen, wußte er gleich die verrücktesten Geschichten um die Typen der damaligen jungen Szene, um die Unruhigen, die Halbstarcken. Ein paar sind gestrauchelt, ein paar verschwunden, andere tot, manche haben Karriere gemacht. Wie der Gärtner. Aber jetzt, wo es mit dem Matula mindestens noch drei Jahre weitergeht und angesichts des Erfolges auch danach wohl noch kein Ende abzusehen ist, wo er seinen Marktwert hat und offen zugibt, daß die kommerziellen Vorteile nicht ohne sind, braucht und will er keine Karrieregeilheit mehr um jeden Preis. „Irgendwann habe ich mir gesagt: „Es gibt ja noch ein Leben vor dem Tod, und du willst auch nicht der reichste Mann auf dem Friedhof sein.“ Da im kleinen Dorf an der Nahtstelle von Westerwald und Taunus, eigentlich schon Taunus.“

EIN SCHWIMMENDER SUPERMARKT

*„Sirene“ ist das
letzte Proviantschiff
in Deutschland*

PIA ANN GRAM

„Sirene“ ist ihr Name, vor 62 Jahren wurde sie in Königswinter gebaut. Sie ist aus Stahl, wiegt achteinhalb Tonnen, ist elf Meter lang und steckt einen Meter tief im Wasser. Sie schafft mit ihrem Dieselmotor zwölf Kilometer die Stunde, wenn sie auf dem Wasser gleitet. Sirene ist das letzte Proviantboot in ganz Deutschland. Fast täglich und über das ganze Jahr hinweg schippert sie auf dem Rhein-Herne-Kanal zwischen Oberhausen und Gelsenkirchen. An Bord alles, was ein Schiffer-Herz begehrt: Frisches Obst, Gemüse, Kuchen, Eier, Würstchen, Fertiggerichte, Putzmittel, Batterien, Toilettenpapier, jede Menge Getränkeboxen auf dem Dach und natürlich ganz wichtig: Zeitungen. „Die werden immer als erstes verlangt“, weiß Erwin Miltz, der Besitzer von Sirene. Schnell macht sich eine verträumte Vorstellung im Kopf des naiven Beobachters breit: Das Proviantboot ist nicht nur ein schwimmender Tante-Emma-

Laden, sondern immer noch so etwas wie eine Informations- und Großbörse der Schiffer unter sich, auf dem Rhein-Herne-Kanal herrscht doch bestimmt pure Schiffer-Romantik. Der gebürtige Liricher winkt ab: „Auf fast jedem Boot prangt schon lange die Satellitenschüssel, jeder Schiffer hat doch mittlerweile ein drahtloses Funktelefon“, hat er unlängst festgestellt. Und: „Die Romantik ist längst der harten Realität der Binnenschiffahrt gewichen“, sagt der Mann. Er muß es wissen, schließlich hat er jeden Tag die Welt des Kanals vor Augen, und vor seiner Haustür. So wie die Sirene die letzte ihrer Art ist, gehört auch Erwin Miltz einer aussterbenden Zunft an, die der Proviantbootschiffer. Außer ihm gibt es keinen weiteren mehr.

Der Beruf der Schiffer hat Tradition bei den Miltz', er wird mittlerweile in der dritten Generation ausgeübt. Als die Sirene damals in Königswinter von Dock kam – ihr

stolzer Preis: 8000 DM – gehörte sie noch Miltz-Senior. „Seit meinem 10. Lebensjahr mußte ich auf dem Boot mithelfen, mein Vater wurde in den Krieg eingezogen.“ 1950 übernahm der heute 62jährige ganz das Ruder. Seitdem ist er Tag für Tag, außersonntags, mit seinem Boot unterwegs. Die beiden gehören zusammen, er kann sich ein Leben ohne Sirene nicht mehr vorstellen. Drei Jahre noch will er den fließenden Supermarkt aufrechterhalten, dann wird es Zeit, in Rente zu gehen. Was wird dann aus Sirene? „Tjaaa, das weiß ich noch nicht so genau. Es gab schon viele Angebote von Leuten, die sie kaufen wollten.“ Aber, er will sie nicht hergeben. Eines ist ganz sicher: „Verschrottet wird sie auf keinen Fall, ich glaube eher, daß ich sie umbauere, entweder in eine kleine Yacht oder in ein Ausflugsboot.“ Dann können Erwin und seine Frau Christel immer schön durch die Gegend tuckern, und wie eine Barkasse sieht sie ja schließlich schon aus, die gute Sirene.

Liegeplatz an der Schleuse

Ihren festen Liegeplatz hat Sirene an der Schleuse in Oberhausen-Lirich. Morgens um 5 Uhr, wenn der Arbeitstag beginnt, braucht Erwin Miltz nur einige Schritte zu tun, schon ist er an Bord, der Bootssteg befindet sich direkt hinter seinem Haus und Garten. Nachdem er die Regale aufgefüllt, saubergemacht und den Motor nachgesehen hat, legt er ab. Er ist immer alleine unterwegs, für Besucher ist kein Platz. Auch Ehefrau Christel bleibt an Land, die beiden betreiben noch ein kleines Lebensmittelgeschäft, dafür ist sie zuständig. Die Route von Erwin Miltz ist immer die gleiche, erstmal Richtung Bottrop. Das Funkgerät ist ständig eingeschaltet und knattert vor sich hin.



schon ein bißchen über dieses und jenes plaudern.“ Seine Preise weiß Erwin Miltz aus dem Kopf, rechnet sie mit einem alten Taschenrechner zusammen. Sie liegen etwas höher als im Supermarkt, aber das nehmen die Schiffer hin, schließlich haben sie nicht immer Zeit, an Land zu gehen und einzukaufen. Und wo sonst gibt es einen solchen schwimmenden Service? Bezahlt wird in bar oder per Scheck.

Anderthalb Stunden und rund 13 Kilometer, nachdem er in Lirich abgelegt hat, erreicht er sein erstes Ziel. Mit ruhiger Hand lenkt der Kapitän die Sirene in die Hafenbecken von Essen und Bottrop, drosselt die Fahrt. Hier liegen die großen Schiffe und warten auf ihre Ladung Kohle, Schrott oder Brennstoff. Daß die

Die „Sirene“ auf dem Rhein-Herne-Kanal – ob Gemüse oder Bier, Erwin Miltz kann jeden Kunden zufriedenstellen.



Binnenschifffahrt tief in der Krise steckt, spürt Erwin Miltz deutlich. „Ich merke das doch sofort am Verkauf. Wenn die weniger verdienen, geben sie auch weniger bei mir aus.“ Viele der Schiffe, die im Hafen liegen, sind leer. Sie warten manchmal tagelang auf Ladung, für sie eine verlorene Zeit mit hohen Verlusten.

Groschenromane

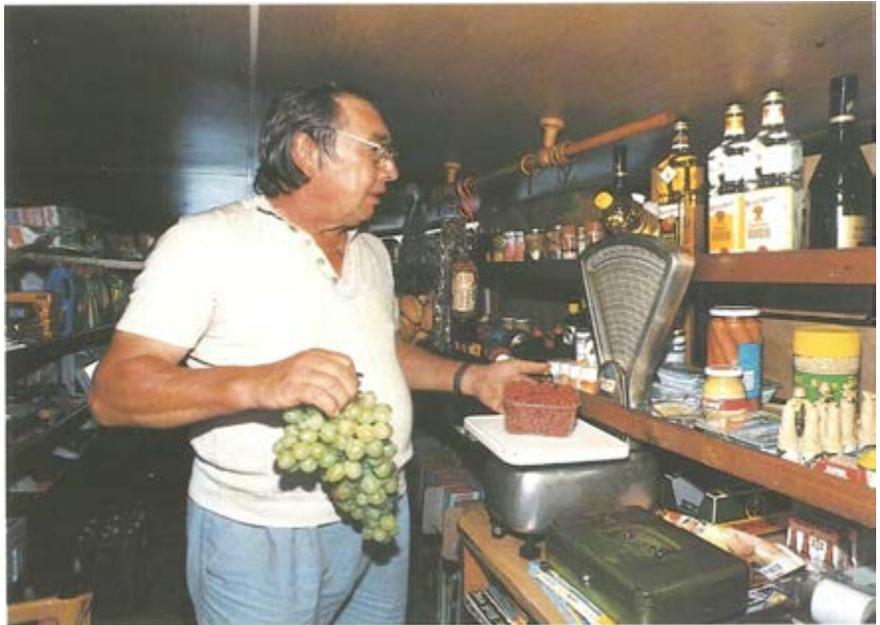
Für das Mittagessen muß dennoch eingekauft werden. „Bei den Schiffen kommen häufig Würstchen mit Kartoffelsalat auf den Tisch“, hat Erwin Miltz beobachtet. Besonders lebhaft ist das Geschäft, wenn die Ehefrauen mitfahren. „In den Ferien zum Beispiel, dann haben die Frauen Zeit und sind so zehn Tage bei ihren Männern mit an Bord.“ Wenn Sirene an ihrer Schiffsseite angelegt hat, steigen die Damen hinab in den Fundus des

„Das ist die Art und Weise, in der man sich auf dem Wasser mit dem Gegenverkehr unterhält.“ Manchmal passiert es, daß ihn ein entgegenkommendes Schiff über Funk ruft. Dann wendet er die Sirene, legt an der Schiffsseite des großen

Kahns an und läßt sich eine Weile mitziehen. Er nimmt sich Zeit, während er seine Ware verkauft, kennt keinen Streß, die Atmosphäre ist locker: „Wir kennen uns ja alle hier auf dem Kanal, sehen uns ungefähr einmal die Woche, da muß man

Proviandboots und gucken sich in aller Ruhe das Sortiment an. Einge-
kauft wird all das, was die Männer
mal wieder vergessen haben, wie
Senf oder Essig. Aber auch Gro-
schenromane und Schokolade
wechseln den Besitzer. Während
die Frauen einkaufen, klönen die
Männer oben an Deck bei einem
Bier. Einige der Schiffer hat Erwin
Miltz jahrelang nicht mehr gese-
hen, da gibt es viel zu berichten.
Meistens klagen sie ihm ihr Leid:
Die deutschen Binnenschiffer er-
halten vom Bund kaum Unterstüt-
zung, in Holland dagegen werden
immer neue Schiffe gebaut. Die
Nachbarn im Westen werden bald
das ganze Geschäft übernommen
haben, so ihre Vermutung, eine
Schande sei das. Dabei ist auch die
„Tini Hartmann“ aus Großefehn. Sie
fährt normalerweise auf der Elbe,
notgedrungen mußte sie nach Bot-
trop kommen, um eine Ladung
Kohle zu holen. Sonst hätten ihre
Besitzer wochenlang nichts ver-
dient. Sicherlich nicht nur der Um-
welt zuliebe haben einige Schilder
mit der Aufschrift „Schiffahrt tut
not, sonst ist die Umwelt tot“ an
ihre Schiffe gehängt. Ein Hilfe-
schrei.

Preiswerter Korn und eine Kiste
Sprudel werden über die Reling ge-
reicht, dann geht's weiter zum
nächsten Schiff. Es gibt kaum was,
womit die Sirene nicht dienen
kann. Nur wenn ein Holländer eine
Portion Pommes bestellen möchte,
muß Erwin Miltz passen. Er bleibt
so lange im Hafenbecken, bis er alle
Kähne abgeklappert hat. Wird er
über Funk gerufen, fährt er weiter
nach Gelsenkirchen, immerhin
sind das zehn Kilometer zusätzlich.
Ansonsten tritt er den Heimweg an.
Zurück den Rhein-Herne Kanal
entlang, vorbei an den vielen ehe-
maligen Kohlehäfen, die durch das



*In dem engen Lagerraum
unter Deck ist jeder Winkel
ausgefüllt.*

Zechensterben schließen mußten,
vorbei an der stillgelegten Wasser-
schutzpolizeistation, der alten Dell-
wiger Schleuse, die eine Landratte
gar nicht mehr erkennt, vorbei an
dem Dellwiger Freibad, dem Gaso-
meter. Er hat schon viel erlebt im
Laufe der Jahre auf dem Kanal. Zahl-
reiche Wasserleichen sind vor-
beigeschwommen, teilweise von
den Schiffsschrauben zerfetzt, ge-
wiß kein schöner Anblick. Ein paar
Mal mußte er auch schon Kinder
aus dem Wasser hieven, hat ihnen
das Leben gerettet.

Müllkippe Kanal

Am meisten ärgert ihn, daß die
Menschen den Rhein-Herne-Kanal
als Müllkippe benutzen. „Es ist un-
glaublich, aber immer wieder lan-
den Autos, Motor- und Fahrräder
auf dem Grund des Kanals.“ Für Si-
rene, mit ihrem einen Meter Tief-
gang, kein Problem. Aber die gro-
ßen Schiffe kollidieren schon ab
und an mit den Schrotthaufen. „Der
Rekord waren acht Autos. Die habe
ich in nur einer Woche im Wasser

entdeckt.“ Für den sonstigen Abfall,
der hier so rumschwimmt, macht
er die vielen Fahrradfahrer, Fuß-
gänger und Camper am Rande des
Kanals verantwortlich. „Die Schif-
fer halten ihre Gewässer sauber“,
sagt Erwin Miltz. Daß das Wasser
trotz des Mülls in den letzten Jahren
sauberer geworden ist, merkt er an
den vielen Tieren und Fischen, die
er immer wieder beobachtet. „Ich
sehe jede Menge Schwäne, Biber,
Wasserratten, Frösche und sogar
Wasserschildkröten, die sind gar
keine Seltenheit mehr.“ Aber auch
Forellen, Aale, Barsche und Stich-
linge sollen sich im Naß tummeln.

Die Fische wiederum ziehen die
Angler an, und die sind Erwin Miltz
ein Dorn im Auge. „Wie kann man
nur den ganzen Tag völlig regungs-
los in sich versunken an einem Ort
sitzenbleiben. Das verstehe ich
nicht. Das Lustigste ist mir im Win-
ter mal passiert: Da saß ein Angler,

als ich wegfuhr. Als ich wiederkam, saß er immer noch an der gleichen Stelle. In der Zwischenzeit hatte es aber angefangen zu schneien, er saß da, vom Schnee völlig zuge- deckt, aber er bewegte sich immer noch nicht.“ Das Gefährlichste an den Anglern sind ihre Leinen und Schnüre. „Die erkenne ich immer erst im letzten Moment.“ Sein Problem: Wenn er auf dem schmalen Kanal langschippert, muß er sich rechts halten, denn genau wie auf einer Straße herrscht auf dem Wasser Rechtsverkehr. Die Schnüre, die die Angler vom Ufer aus ins Wasser

ihm ein. Nur in den Ferien, da muß er besonders aufpassen, wegen der vielen Ruderer und Paddelboote, die dann unterwegs sind.

Trockendock

Nach 50 bis 60 Kilometern Fahrt und gegen 16 Uhr ist er meistens wieder zu Hause an der Schleuse in Lirich. Dann wird erstmal zu Mittag gegessen. Danach muß im Großhandel eingekauft werden, für die beiden Geschäfte. „Einen 14- bis 16- Stunden-Arbeitstag habe ich schon, es gibt genug zu tun.“ Gleichwohl scheint es im Vergleich zu früheren Tagen eher wenig: „Da haben mei-

„Jetzt sind es gerade mal 20 bis 30, einschließlich der Yachten.“

Es gibt auch Zeiten, da muß er mit Sirene auf dem Trockenen bleiben. „Einmal war das Wasser drei Monate am Stück vereist, da ging nichts mehr.“ Ein anderes Mal setzte ein großer Kahn, der etwas zu dicht an Land geraten war, Sirene unter Wasser und Erwin Miltz außer Gefecht. Die Havarie kostete 75 000 Mark, der fremde Schiffer war nicht versichert gewesen, „den Schaden mußten wir leider tragen“. Auch in diesem Jahr wurde Erwin Miltz zu einer Pause gezwungen, die Schleuse wurde renoviert. Sirene kommt alle fünf bis sechs Jahre aufs Trockendock, wo sie eine Generalüberholung erhält. Einmal im Jahr wird sie gestrichen und entrostet. Ansonsten ist sie Sommer wie Winter unterwegs. Erwin Miltz stört eine kalte oder nasse Witterung nicht, im Winter wird abends an Bord die Heizung angemacht, damit die Lebensmittel nicht einfrieren und er nicht erfriert.

Er übt seinen Traumberuf aus, davon ist er überzeugt. Trotzdem: „Wenn ich heute 50 wäre, würde ich einen anderen Beruf ergreifen, mich umschulen lassen. Ich muß viel ackern für wenig Geld, und die Zukunft sieht ja für die Schifffahrt nicht gerade rosig aus. Aber, dafür ist es jetzt zu spät.“ Erwin und Christel Miltz können von dem Proviantboot und dem Lebensmittelgeschäft leben. „Wären wir heute jünger gewesen und hätten eine Familie versorgen müssen, dann hätten wir uns was anderes überlegen müssen, denn das wäre nicht gegangen.“ Seine beiden Kinder werden das Geschäft des Vaters nicht übernehmen, es soll ihm, trotz Tradition, recht sein. Und so wird er der letzte Proviantbootsschiffer Deutschlands bleiben.



*Idylle nach Feierabend:
Christel und Erwin Miltz
vor ihrem „Gartenfaß“.*

werfen, sind kaum zu erkennen, er muß immer vorsichtig sein, damit er nicht eine mit sich zieht. Denn: „Wehe, eine Leine verfängt sich mal in der Schraube von Sirene. Dann ist der Angler aber am Toben.“ Sie beäugen sich also immer ein wenig mißtrauisch, der Schiffer und der Angler. Mit allen anderen auf und am Kanal kommt er klar, Berührungsgängste hat er nicht, winkt hier, grüßt dort. Selbst die Wasserschutzpolizei kauft regelmäßig bei

ne Frau und ich so viel geschuftet, daß wir abends vor Erschöpfung nur noch ins Bett gefallen sind. Da wußten wir, was wir geleistet hatten.“ Heute ist er zufrieden, wenn er an vier von sechs Tagen, die er unterwegs ist, gut zu tun hat. 150 bis 200 Schiffe waren vor wenigen Jahren noch täglich auf dem Rhein-Herne-Kanal unterwegs, sagt er.

EINE NEUE MITTE FÜR MEHR MITEINANDER

*Das Milliarden Ding
nimmt Konturen an*

HANS-WALTER SCHEFFLER

Es war ein strahlender Spätsommertag, als der zur Grundsteinlegung für die Neue Mitte herbeigeeilte Ministerpräsident Johannes Rau auf dem ehemaligen Thyssen-Gelände von einem „faszinierenden Projekt“ sprach. Die zwei Milliarden DM Investitionen seien die größte Summe für ein Vorhaben im Lande nach der Ansiedlung des Opel-Werkes in Bochum. An die Adresse der Kritiker sagte der „Landesvater“: „Hier wird nichts Gigantomanisches, keine Monostruktur entstehen; nicht nur Gewerbe oder nur Einkaufszentrum, sondern es wird hoffentlich eine gute Mischung geben aus Arbeit und Freizeit, Sport und Einkaufsgelegenheiten, Kultur und Bildung.“ Das Konzept habe am Ende breite Zustimmung erfahren, und auch der Duisburger Oberbürgermeister Josef Krings spreche von einem „beispielhaften Verfahren“. Nach Fertigstellung der Neuen Mitte werde es deutlich mehr Arbeitsplätze im

Dienstleistungsbereich geben, deren Anteil in Oberhausen schon jetzt bei 55 Prozent liege. Kritisch äußerte sich Rau lediglich zur Namenswahl „CentrO.“: „Mir gefällt 'Neue Mitte' eigentlich ganz gut.“

Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond und der englische Investor Eddie Healey würdigten bei der Grundsteinlegung, die zum kleinen Volksfest geriet, das enge Miteinander aller Projektbeteiligten. Der OB: „Versuche, dieses nicht nur für Oberhausen, sondern für die gesamte Region wichtige Projekt trotz aller Aufklärungsarbeit durch juristische Aktivitäten oder auch durch emotionale Attacken zu torpedieren, mußten wegen der Solidität und der Seriösität der Investoren, der Investition selbst und der Erarbeitung der Realisierungsvoraussetzungen scheitern. Wir befinden uns jetzt auf einem festen Boden und haben ein tragfähiges Fundament geschaffen, auf dem nun aufgebaut werden kann.“

„Die Mitte verlassen, heißt die Menschlichkeit verlassen. Ich wünsche der Stadt, daß sie mit ihrer Neuen Mitte vor allem anderen mehr Menschlichkeit und mehr Miteinander schafft.“

NRW-Ministerpräsident Johannes Rau bei der Grundsteinlegung der Neuen Mitte am 24. 9. 1994 auf dem ehemaligen Thyssen-Gelände, in Anlehnung an ein Wort des Philosophen Blaise Pascal.

Verträge unterzeichnet

Auch Healey betonte, daß „dank einer bemerkenswerten Form der Partnerschaft“ die erforderlichen Planungs- und Baugenehmigungen in Rekordzeit fertiggestellt worden seien: „Wir fühlen uns in Oberhausen zu Hause.“ In der Neuen Mitte würden 10 000 Arbeitsplätze geschaffen, zusätzlich 2 500 während der Bauphase. Healey äußerte die Hoffnung, daß möglichst viele arbeitslose Menschen aus Oberhausen und Umgebung Beschäftigung bei dem Projekt finden. Der Investor erklärte, daß die meisten der in der Neuen Mitte geplanten Betriebe „sich bewußt an den Erfordernissen des deutschen Marktes orientieren“. Neben den bereits erfolgten Vertragsunterzeichnungen mit dem Kaufhof, C & A und Sinn (mit einer Netto-Verkaufsfläche von insgesamt 27 000 qm) seien mittlerweile mehr als 5 000 qm angemietet von Tengelman, Deichmann Schuhe, Klauser Schuhe, Tie Rack,



M & S Mode, Footlocker und Götz Parfümerie. Neben „Kinoerlebnissen der neuen Art“ und dem ersten kalifornischen „Planet Hollywood“-Restaurant auf deutschem Boden sei auch Erlebnisgastronomie mit „Pomp Duck and Circumstance“ geplant, hinter der sich der deutsche Starkoch Hans-Peter Wodarz verbirgt. Feste vertragliche Vereinbarungen gibt es für die Bereiche Kino, Mehrzweckhalle und Freizeitpark. Ogden Entertainment Services, eine Tochtergesellschaft der Ogden Corporation in New York, hat sich in einem 20-Jahres-Vertrag verpflichtet, das gesamte Management der Mehrzweckhalle mit 12 000 Sitzplätzen zu übernehmen. Betreiber des geplanten Freizeitparks ist die britische John Collins Festival Parks Ltd., ein seit 100 Jahren tätiges Traditionsunterneh-

men. Kurz vor der Grundsteinlegung wurden die Verträge mit den Baufirmen unterschrieben. Die Federführung obliegt der Firma Strabag, beteiligt sind ferner Heilit & Wörner, Philip Holzmann, Grünwald & Heine und GHH. Der Generalunternehmervertrag über 420 Mio. DM umfaßt den Bau des Einkaufszentrums, der Arena und der Infrastruktur. Der Baubeginn für Arena, Freizeitpark, Promenade und Kino ist für 1995, die Fertigstellung des Einkaufszentrums CentO für September 1996 geplant.

Aber vor die Grundsteinlegung hatten die Projektgegner juristische Hürden gesetzt: Anfang Mai überschlugen sich die Nachrichten. Der Verfassungsgerichtshof des Landes weist in Münster im wesentlichen die Klagen der Landtagsopposition zur Neuen Mitte zurück. Der im Vor-

Imponierender Blick vom Gasometer auf die Riesenbaustelle Neue Mitte.

feld hart attackierte Finanzminister Heinz Schlußer atmet auf: „In der Sache ist es aus der Sicht der Landesregierung stets darum gegangen, in einer extrem vom Strukturwandel betroffenen Region aktiv Verantwortung zu übernehmen. Die Landesregierung hat durch ihre Entscheidungen Ende 1991 ein Investitionsvolumen von knapp zwei Milliarden DM mit auf den Weg gebracht, Grundlage für das Entstehen von nahezu 10 000 Arbeitsplätzen. Da hat sich der Einsatz gelohnt“, frohlockt Schlußer, dem von der Landtagsopposition eigenmächtiges Vorgehen vorgehalten worden ist.



Aufmerksame Beobachter bei der Grundsteinlegung: NRW-Ministerpräsident Johannes Rau (r.) und Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond (l.).

Klagen zurückgewiesen

Das Oberverwaltungsgericht Münster weist Klagen Bottroper Kaufleute und eines Anliegers der Neuen Mitte zurück. Die Bottroper hatten einen enormen Kaufkraftabfluß und einen existenzvernichtenden Umsatzrückgang in einigen Branchen befürchtet. Das Gericht weist ihre Normenkontrollklage als unzulässig ab, da ein solches Verfahren nur unter engen Voraussetzungen eröffnet werden dürfe. Die Richter: Wirtschaftliche Nachteile einzelner Gewerbetreibender, die dadurch entstehen, daß ein Be-

bauungsplan die Zulassung von Konkurrenzunternehmen ermöglicht, erfüllen diese Voraussetzungen nicht. Mit Hilfe der Klagen könnten sich die Kaufleute keinen Schutz vor Verschlechterung ihrer Wettbewerbssituation erstreiten. Der Anwohner, so das Gericht im zweiten Verfahren, könne sich gar nicht auf die für Wohn- oder Mischgebiete geltenden schutzwürdigen Interessen berufen, da es sich bei diesem Gebiet um ein Gewerbegebiet handele. Das Haus, in dem der Kläger zur Miete wohnt, sei wie die umliegende Siedlung am Anfang

des Jahrhunderts nur für Thyssen-Werksangehörige mitten in einer Industrienutzung errichtet worden. Der Anwohner hatte gesundheitliche Beeinträchtigungen befürchtet, da die Osterfelder Straße als Anbindung zur Neuen Mitte ausgebaut werde und dadurch Lärm und Abgase zunehmen. Im Rathaus atmet man auf: Oberstadtdirektor Burkhard Drescher: „Unsere Leute

haben gute Vorarbeit geleistet; alles ist wasserdicht.“

Beim Kommunalwahlkampf im Herbst spielt die Neue Mitte nur eine untergeordnete Rolle. Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond erklärt: „Der materielle Strukturwandel der Stadt kann nicht schnell genug gehen, aber wir müssen die Menschen psychologisch mitnehmen. Wenn ich mit Bürgern am Ende einer Stadtrund-

es von Anfang an gewesen, eine möglichst große Menge vorhandener Bau- und Erdschubstoffe wiederzuverwenden. 750 000 t Beton und Mauerwerk wurden nach umfangreichen Umweltprüfungen als unbedenklich für den Wiedereinbau eingestuft. Ebenso konnten 47 000 t Stahlschrott und Moniereisen über ehemalige Werkstraßen und Gleise in das gegenüberliegende Elektrostahlwerk transportiert

keit der Bauten sichern. Auf die Pfähle wurden dann Köpfe gesetzt, die als Fundament für die Stützen, Außenwände und Treppenhauskerne dienen. An Entwässerungsleitungen müssen insgesamt 22 km verlegt werden, was der Strecke von Oberhausen nach Düsseldorf entspricht. Und daß für die Fertigstellung der Gebäude insgesamt 30 000 t Stahl verwendet werden, erinnert an vergangene Zeiten des Stahlstandortes.

Nicht alles funktioniert reibungslos bei den „Machern“ der Neuen Mitte: Ausgerechnet in die Woche vor der Kommunalwahl platzt die Nachricht, daß die Verhandlungen, die seit mehr als einem Jahr mit einer Firma aus Lünen über den Bau der Marina und 700 Wohnungen (Investitionsvolumen 150 Mio DM) geführt wurden, gescheitert sind. Im Rathaus tagt das Krisenmanagement, innerhalb von nur zwei Tagen wird eine Alternativlösung aus dem Boden gestampft. Die Oberhausener Bauförderungsgesellschaft erwirbt das Gelände des ehemaligen Zementwerkes am Rhein-Herne-Kanal; damit wird der Bau der Wohnungen und des Bootshafens zur „Oberhausener Sache“, Fördermittel des Landes für 350 Sozialwohnungen werden gerettet. Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond hat das Abspringen des Interessenten aus Lünen schnell verdaut: „Warum ist uns diese Lösung nicht schon vorher eingefallen?“

Triple Five-Schock überwunden

Seit sich die Baukräne in der Neuen Mitte drehen, ist die Kritik an dem Milliarden Ding leiser geworden, völlig verstummt ist sie aber nicht. Der Triple Five-Schock ist in der Stadt längst überwunden, aber manche warnen noch immer vor



Volksfeststimmung am 24. September 1994 auf dem ehemaligen Thyssen-Gelände

fahrt auf dem Gasometer stehe und ihnen von oben zeige, was da alles auf dem Thyssen-Gelände und drumherum entsteht, dann begreifen sie erst richtig, welche Chancen diese Stadt hat. Das ist für viele ein Aha-Erlebnis.“

Fast 150 Jahre lang sind die 100 ha von Kohle und Stahl beherrscht worden; jetzt beteuern die britischen Investoren, daß die Folgenutzung umweltverträglich verwirklicht werden kann. Ihr Ziel sei

und dort eingeschmolzen werden. Zu den wiederverwendeten Materialien zählten auch 6 500 t Walzen- und Zunderschlamm.

Hochbaukräne bestimmen Skyline

Am Tag der Grundsteinlegung ähnelt das Gelände eher einem Maschinenpark denn einem künftigen Freizeit- und Einkaufszentrum: ein Dutzend Hochbaukräne bestimmen bereits die Skyline. Zur notwendigen Fundamentierung wurde kein Erdreich ausgehoben: vielmehr wurden 8 000 Pfähle in den Boden gerammt, die die Tragfähig-



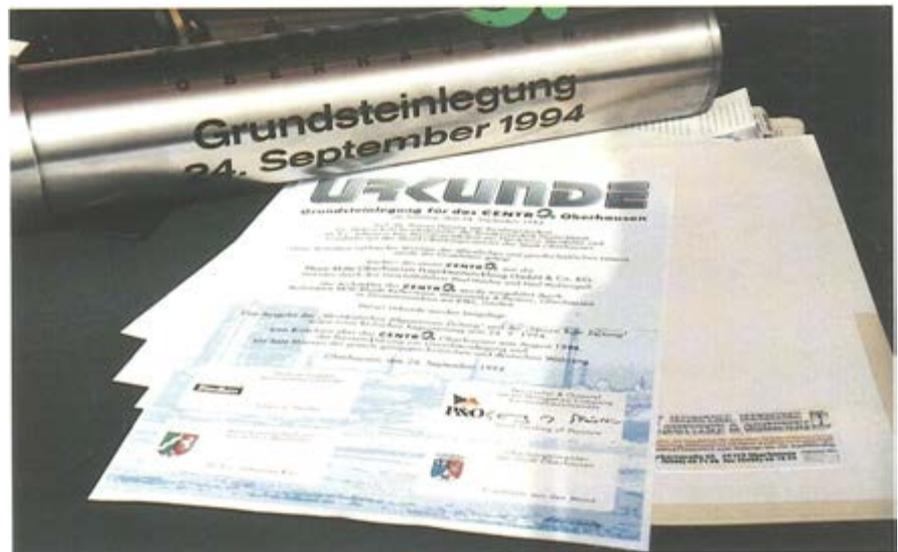
schen ist Oberhausen in maximal zwei Stunden Fahrtzeit erreichbar; flächenmäßig ist das Einzugsgebiet vergleichbar mit europäischen Metropolen wie Paris und London. 800 000 Haushalte mit einem frei verfügbaren Einkommen von ungefähr 36 Milliarden DM leben im Umkreis von nur 15 Fahrminuten.“

So viel Euphorie geht dem Evangelischen Kirchenkreis dann doch zu weit: Er plant zwar, gemeinsam

Investor Eddie Healey (l.) baut auf Oberhausen.

Diese Urkunde des Milliardenprojekts wurde mit eingemauert.

Großmannssucht. Die berühmte kanadische Zirkus- und Akrobatik-Sensation Cirque du Soleil hat die Neue Mitte als Gastspielort während der geplanten Europa-Tournee ausgewählt. In der Mehrzweckhalle sollen jährlich „mehr als 120 Großveranstaltungen, von Sport bis zu Pop-Konzerten, mit Welt-niveau (!) stattfinden“, das scheint einigen Oberhausenern eine Nummer zu groß. Aber die Zukunft der Stadt hat in diesen Herbstwochen längst begonnen; vom benachbarten Gasometer hört man gigantische, von der Donald Duck-Ausstellung im Schloß, der Turbinenhalle und dem Musikzelt erstaunliche Besucherzahlen, Oberhausen ist „in“. Ist die Neue Mitte nicht mehr nur Zukunftsmusik, sondern schon Gegenwart? Nach der Kommunalwahl plagt auch einige Kommunalpolitiker das schlechte Gewissen, ein neuer Ratsausschuß für Stadtmarketing und Verkehrsmanagement wird eingerichtet. Oppositionspolitiker warnen ohnehin vor dem Verkehrskollaps und einem Verkümmern der gewachsenen



Stadtteilzentren. Immerhin ist mit dem Umbau des Nahverkehrsnetzes, einschließlich einer eigenen Trasse für die Neue Mitte, bereits begonnen worden. Nicht wenige Bürger befürchten dennoch, auf der Mülheimer Straße gehe bald nichts mehr.

Die Investoren aber frohlocken: „Der Standort ist ohne Beispiel in Deutschland. Für etwa 30 Mio. Men-

mit den katholischen Partnern, eine soziale kirchliche Präsenz in der Neuen Mitte, guckt sich aber zunächst einmal niederländische Einkaufszentren an und läßt dabei selbst das Amsterdamer „Rotlicht-Viertel“ nicht aus. Aber schon bei Horaz liest man: „Die wahre Tugend, Freund, liegt zwischen zweien Lastern, gleich von beiden, zurückgezogen in der Mitte.“

WECHSELHAFTES SPIEL DER MUSEN

*75 Jahre
Stadttheater Oberhausen*

GERD LEPGES

Am 15. September 1920 hob sich erstmals der Vorhang: Mit Franz Grillparzers Trauerspiel „Sappho“ begann das Stadttheater Oberhausen seine künstlerische Tätigkeit. Seit einem dreiviertel Jahrhundert gehen damit in dem in mehreren Schritten aus einer Gasthofbühne gewachsenen Theatergebäude an der Ebertstraße Komödien und Tragödien, Opern und Operetten, Worte, Musik und Tänze über die „Bretter, die die Welt bedeuten“. Und so wechselhaft, wie die Zeitabläufe es vorgaben, war auch die Geschichte des Theaters.

Die erste Spielzeit

Philipp Müller-Walden hieß der erste Intendant, der mit Vertrag vom 18. August 1920 verpflichtet wurde, in Oberhausen ein eigenes Schauspielensemble zu gründen und mit diesem wöchentlich drei Aufführungen zu veranstalten. Die Stadt zahlte ihm hierfür eine Vergütung von zunächst 800 Mark je Vorstellung. Sein Spielplan umfaß-

te 30 Schauspiele; der Bogen reichte (wie auch in den folgenden Spielzeiten) vom klassischen Stück („Kabale und Liebe“, „Minna von Barnhelm“) über zeitgenössische Dramatiker (Hauptmann, Sternheim, Hofmannsthal) bis zum Schwank mit den berühmt-berühmten Klassikern „Hasemanns Töchter“, „Pension Schöller“ und „Der Raub der Sabinerinnen“. Zur Verbesserung des Zuschauerbesuchs wurden ab November Opern und Operetten eingeführt, die vom Stadttheater Wanne-Eickel gastweise dargeboten wurden. Die erste Spielzeit endete jedoch vorzeitig in den ersten Märztagen. Das junge Stadttheater war pleite.

Theatergemeinschaften mit Gladbeck und Hamborn

Die Stadt Oberhausen gab das Theater jedoch nicht auf. Sie fand zunächst in der Stadt Gladbeck einen Partner, der Vorstellungen des Oberhausener Theaters in steigendem Maße abnahm. Die Intendan-

ten Julius Winkelmann (1921–22) und Roland Müller-Stein (1923–24) versorgten beide Städte mit Schauspiel, Spieloper und Operette. In der Spielzeit 1924/25 wurde die Theatergemeinschaft um Hamborn erweitert, Intendant Willy Grunwald „kommandierte“ drei Ensembles, die Oper (mit Tanzgruppe) in Oberhausen, die Operette in Hamborn und das Schauspiel in Gladbeck. Unter der Mary-Wigman Schülerin Vera Skoronel gab es einen ersten Höhepunkt des Tanztheaters, der heute noch in jedem Ballett-Lexikon verzeichnet ist. Der Bariton Karl Schmitt-Walter und der Operettenbuffo Paul-Hellmuth Schüssler ragten aus dem Ensemble hervor. Insgesamt stellte Grunwald in dieser einen Spielzeit rund 700 Vorstellungen auf die Bühne. Doch der Betrieb war organisatorisch und finanziell zu aufwendig, der Besuch ließ auch als Folge der Inflation zu wünschen übrig, so daß diese „Ehe zu dritt“ schon vor dem Ende der Spielzeit scheiterte. Unter veränderten Vorzeichen wurde sie aber dann doch noch eine Spielzeit weitergeführt: Oberhausen wurde unter Ernst Hellbach-Kühns Direktion Sitz des Schauspiels, Hamborn war Sitz der Operette, Gladbeck wurde nun von beiden Städten bespielt. Dann scherte Hamborn aus und Oberhausen baute ein eigenes Operettenensemble auf, das zu Beginn der Spielzeit 1927/28 doch wieder von Hamborn übernommen wurde. Willy Kaufmann, der Intendant der Hamborner Operette, konnte damals noch neue Werke von Franz Lehár, Emmerich Kálmán, Eduard Künneke und anderen kurz nach ihrer Uraufführung präsentieren. Der Opernspielplan brachte sogar einen „Rosenkavalier“ und Ernst Kreneks aktuell-erfolgreiche Oper „Jonny spielt auf“

auf die Oberhausener Bühne. Drei Jahre dauerte der Austausch zwischen Oberhausen (Schauspiel) und Hamborn (Operette), bis als Folge der kommunalen Neugliederung des Ruhrgebietes 1929 Hamborn mit Duisburg vereinigt wurde.

Drei-Sparten-Theater

So mußte Oberhausen nun nach manchen Diskussionen um eine „Ruhrmünde“-Theatergemeinschaft (Duisburg, Bochum, Hamborn, Oberhausen) ab der Spielzeit 1930/31 theatralisch eigene Wege gehen. Ernst Hellbach Kühn war nun Intendant eines Drei-Sparten-Stadttheaters. Der Schauspieler Will Quadflieg, 1914 in Oberhausen geboren, hatte als 19jähriger sein erstes Engagement und spielte den Weyland in Lehárs Operette „Friederike“. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde auch das Stadttheater Oberhausen „gleichgeschaltet“ und vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda aus Berlin „ferngesteuert“. Intendanten waren in diesen „braunen“ Jahren die „Pg.“ Heinrich Voigt, Curt Gerdes, Kinner von Dresler und Fritz Kranz. Der Schauspielplan enthielt nun neben „zeitgemäß“ inszenierten Klassikern auch Preußendramen und Blut-und-Boden-Stücke, deren Besuch in Berichten an das Propagandaministerium allerdings meistens nur mit „mittel“ bezeichnet wurde. Gut besucht waren neben Komödien und Schwänken vor allem die zahlreichen Aufführungen der Operette. Hier sah man die Eingriffe in den Spielplan an den Komponisten, die auf Grund ihrer „Rassenangehörigkeit“ nicht mehr gespielt wurden: Jacques Offenbach, Leo Fall, Emmerich Kálmán, Paul Abraham und andere.

Am Regiepult der Operette saß in dieser Zeit Fritz Keilholz; Agy



Werner Schramm, Bühnenbildentwurf zur Oper „Der Troubadour“. Ver. Stadttheater Oberhausen – Hamborn – Gladbeck, Spielzeit 1924/25

Morasch ist älteren Bürgern noch heute als Operettendiva ein Begriff, ebenso Peps Graf als Buffo. Die Oper brachte mit Werken von Mozart, Lortzing, Verdi und Puccini Gängiges. Unter Werner Trenkners Leitung (1939–44) wuchs die Oper über das Spielopernniveau hinaus, erstmals wurde in Oberhausen mit dem „Fliegenden Holländer“ ein Werk Richard Wagners gezeigt; Otmar Gersters Oper „Enoch Arden“ wies einen Weg zur zeitgenössischen Musik. Die Aufführung seiner eigenen Oper „Malina“ konnte Trenkner jedoch für Oberhausen nicht durchsetzen, da das Werk von der Reichsmusikkammer abgelehnt worden war.

Zerstörung und Wiederaufbau

In der Nacht vom 27. April 1943 wurde das Vordergebäude des Theaters durch Bomben zerstört, so daß der Spielbetrieb dort eingestellt werden mußte. Im Sterkrader „Kaiserhofsaal“ begann am 10. Oktober 1943 die letzte Spielzeit im 2. Weltkrieg mit Mozarts „Hochzeit des Figaro“. Im Herbst 1945 wurde an gleicher Stelle durch die „Stadttheater Oberhausen GmbH“ unter der Leitung von Josef Heckhausen ein Interimstheater eröffnet, das bis 1949 die Oberhausener Bevölke-

rung mit Schauspiel und vor allem Operette versorgte. Unterhaltendes Theater stand in diesen ersten Nachkriegsjahren im Vordergrund, aber auch Klassiker wie Goethes „Faust“ wurden auf den bescheidenen Brettern des Kaiserhofsaales gespielt.

Prof. Friedrich Hetzelt, damals Stadtbaurat in Oberhausen, baute in diesen Jahren das zerstörte Theatergebäude wieder auf. Zum 75jährigen Bestehen der Stadt Oberhausen wurde das „Neue Haus“, wie das Theatergebäude nun genannt wurde, am 10. und 11. September 1949 mit Schillers „Fiesco“ und Bizets „Carmen“ eröffnet. Paul Smolny, zuvor Schauspielregisseur in Leipzig, wurde zum neuen Intendanten berufen. Er verstarb aber überraschend vier Monate nach der Eröffnung des „Neuen Hauses“.

Die soliden 50er Jahre

Dr. Alfred Kruchen, zuvor Theaterleiter in Bielefeld und Bad Pyrmont, übernahm kurzfristig die Intendanz und führte das Oberhausener Stadttheater bis 1959 patriarchalisch und solide zu guten künstlerischen Leistungen in allen Spar-



Szenenfoto „Viel Lärm um nichts“ von William Shakespeare, Stadttheater Oberhausen, Spielzeit 1929/30

Günter Ungeheuer als Hamlet, Städt. Bühnen Oberhausen, Spielzeit 1954/55



ten. Wie an allen deutschen Bühnen wurde nun nachgeholt, was die Reichsdramaturgie der NS-Zeit verhindert hatte, die Beschäftigung mit der amerikanischen, englischen und französischen Dramatik der Dreißiger und Vierziger Jahre. Hierfür wurde auch eine Kammer-spielbühne im Ratssaal des Rathauses eingerichtet. Zum Ensemble gehörte 1949 ein ranker und schlanker junger Mann, der heute als schwergewichtiger Mime vor allem durch das Fernsehen bekannt ist: Günther Strack. Joachim Hansen wurde direkt von Oberhausen zum Film geholt („Stern von Afrika“, „Und ewig singen die Wälder“), Wolfgang Reichmann erarbeitete in Oberhausen als 26-jähriger wichtige, große Rollen, mit denen er später in Düsseldorf und Zürich brillieren sollte, den Lear, den Fuhrmann Henschel und den Danton. Zwischen Münster und Göttingen war Günther Ungeheuer zwei Spielzeiten in Oberhausen engagiert, er spielte u. a. den Hamlet.

Von den musikalischen Spielgattungen erfreute sich auch jetzt die Operette der größten Beliebtheit

beim Publikum. Da es kaum noch neue Werke gab, beschränkte sich der Spielplan zunehmend auf die „Highlights“ der goldenen und silbernen Operetten-Ära. Die Oper brachte damals trotz der engen Raumverhältnisse auch große Werke. Ein einsamer Rekord: Wagners „Tannhäuser“ wurde in einer Spielzeit 40 mal (!) aufgeführt. Verdi, Puccini und Mozart waren wieder die tragenden Säulen des Opernrepertoires, mit dem Hauptvertreter Lortzing wurde auch die deutsche Spieloper gepflegt.

Wazlaw Orlikowsky sorgte für einen weiteren Ballett-Höhepunkt. Die westdeutsche Erstaufführung von Prokofjews „Cinderella“ machte das Oberhausener Ballett über Nacht bekannt, Tschaikowskys „Schwanensee“ und die Uraufführung „Der schwarze Korsar“ folgten, ehe „Orli“ nach Basel, Wien und Graz weiterzog.

Die wilden Sechziger

Dr. Christian Mettin übernahm 1959 für elf Spielzeiten die Leitung der Städtischen Bühnen Oberhau-

sen. Nach Tätigkeiten an den Berliner Staatstheatern, am Wiener Burgtheater, am Staatstheater Wiesbaden und an den Hamburger Kammer-spielen hatte er acht Jahre lang die Bühnen der Hansestadt Lübeck geleitet. Seine Amtsperiode bildet in der Rückschau den bisherigen Höhepunkt der Oberhausener Theater-geschichte, was Mettin nicht zuletzt einem Gespür für herausragende Talente verdankt. Noch heute vergeht kaum ein Fernseh-tag, an dem nicht mindestens ein Schauspieler zu sehen ist, der in dieser Zeit bei Mettin engagiert war: Günther Lamprecht, Günther Mack, Alexander Hegarth, Andràs Fricsay, Wolf Roth, Tilo Prückner, Christian Quadflieg oder Eva-Maria Bauer, Diana Körner und und und ... Auch für Regietalente hatte Mettin Gespür. Neben vielen anderen hatten Alexander May und Axel Corti in Oberhausen wichtige Stationen in ihrer Karriere. Ein Regisseur erreichte in Oberhausen den Zenit seiner Entwicklung, bevor er (frühvollendet?) 44-jährig in Nürnberg starb: Günther Büch.

Mettin hatte den damals 27-jährigen 1961 als Dramaturg und Spiel-leiter aus Hof nach Oberhausen geholt. Experimentierfreudig machte Büch sogleich das neugegründete „studio 99“ auf der Probephöhne zu seiner Domäne. Zahlreiche Ur- und Erstaufführungen zeitgenössischer Dramatik fanden „auf dem Dachboden“ statt. Aber auch das Lustspiel und die Konversationskomödie waren bei Büch in guten Händen. Hierfür bewährte sich eine weitere neue Spielstätte, das Auditorium in der 1962 eingeweihten Stadthalle. Dritter Schwerpunkt von Büchs Tätigkeit war das „Theater der Jugend“, das im Jugendzentrum am heutigen John-Lennon-Platz ebenfalls eine eigene Spielstätte erhielt.

„Opas Theater ist tot!“

Absolute Höhepunkte für das Oberhausener Schauspiel waren die Jahre 1966 bis 1968, markiert durch drei Bühnen-Inszenierungen, die das Oberhausener Theater international in die Feuilletons brachten. Da war zunächst die Uraufführung der Sprechstücke „Weissagung“ und „Selbstbezeichnung“ des „Publikumsbeschimpfers“ und „Beat-Poeten“ Peter Handke, einen Tag später gefolgt vom ersten Beat-Konzert auf der Bühne des „hehren Musentempels“. Dort entschlüpfte Bühnen der vielzitierte, aber häufig mißverständliche Satz „Opas Theater ist tot“. Es folgten die mit Oberhausener Bergarbeitern zeitgleich mit der Schließung der Zeche Concordia inszenierte „Dreigroschenoper“ und Schillers „Räuber“, die das Moorsche Schloß in die Kruppsche Villa Hügel verlegte und aus den böhmischen Wäldern eine Art Hippie-Saloon machten.

Doch auch „Opas Theater“ lebte auf der Oberhausener Bühne weiter. Die Operette erfreute sich, auch in den zahlreichen Abstecherorten, größter Beliebtheit. Die heute klassische Besetzung dieser Zeit lautete: Ilse Lehnert und Paul Pokorny als Sängerpaar, Ingrid Burmester und Ernst Koschnitzke im Buffofach sowie Käthe Guß und Kurt Bosny als würdig-komische ältere Grafchaften. Aus dem Opernensemble sind beispielsweise zwei Sängerinnen zu erwähnen, die von Oberhausen ihren Weg bis an die Metropolitan-Opera in New York schafften, Teresa Zylis-Gara und Klara Barlow. Ingrid Steger war als Elektra und Isolde Stammgast der Berliner Lindenoper, der Oper in San Francisco und vieler anderer Opernhäuser.

Das Schauspielensemble führte in Inszenierungen von Günther Büch



Theater nicht nur auf der Bühne: Bei der „Gruseltour“ wurden die „Katakomben“

des Theaters Schauplatz für eine horribil-schöne Nacht.

mit „Irma la douce“, „Kiss Me, Kate“ und „My Fair Lady“ das Musical in den Spielplan des Oberhausener Theaters ein, nachdem die Hamburger schon 1928 mit „No, No, Nanette“ die eigentliche Pioniertat vorweggenommen hatten.

Spartenwechsel

Neben diesen künstlerischen Erfolgen war die Ära Mettin auch geprägt von finanziellen Kürzungen und dem damit verbundenen Abbau von Spielgattungen. 1964 fiel zunächst das Ballett den Sparzwängen zum Opfer, sinnigerweise gerade nachdem es unter Gise Furtwängler für den dritten Höhepunkt dieser Gattung in Oberhausen gesorgt hatte. Drei Jahre später sollte das gesamte Musiktheater geschlossen werden, massiver Publikumsprotest und nicht zuletzt ein drastisches Veto der damaligen Oberbürgermeisterin Luise Albertz verhinderten dies. So wurden lediglich die Oper abgebaut und das städtische Orchester von 49 auf 34 Stellen reduziert. 1973 traf der Rotstift dann das Schauspiel, das sich in

den letzten drei Spielzeiten unter Ernst Seiltgen noch einmal empor schwang. Schauspielernamen wie Günther Maria Halmer, Sigmar Solbach oder Diether Krebs belegen dies ebenso wie der des damaligen Dramaturgen und Regisseurs Dieter Dorn, der heute Intendant der Münchner Kammerspiele ist.

So bestand ab der Spielzeit 1973/74 nur noch ein Rumpfbetrieb, der unter der Leitung von Heinz Schickel jährlich zwei Spielopern, sieben Operetten und zwei Musicals produzierte. Horst Lateika deckte den Schauspielbereich mit Gastspielen benachbarter Bühnen und Tournee-Produktionen ab, während Gisela Baalcke und und vor allem später dann Jutta F. Schmidt in dieser Zeit den Grundstein zum „tip – theater im pott“ legten.

Ungewöhnliches Musiktheater

Im September 1978 begann das letzte Kapitel des eigenen Musiktheaters. Fritzdieter Gerhards stellte sich als neuer Theaterleiter mit „My



Immer wieder beweisen die Schauspielerinnen und Schauspieler ihr vielseitiges Können.



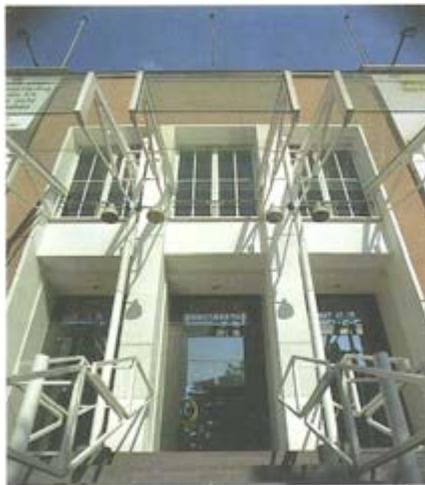
Allerdings wurde auch in diesen Gruselnächten kein „Phantom des Theaters“ entdeckt.

Fair Lady“ vor. Die neun Produktionen pro Spielzeit verteilten sich nun in der Regel auf drei Opern, drei Operetten, zwei Musicals und einen Ballettabend. In der Auswahl der Werke ging Gerhards unbequeme Wege, er suchte Unbekanntes im Operettenrepertoire. So gab es eine Spielplanlinie, die Einakter aus verschiedenen Nationen umfaßte, eine andere Linie grub vergessene Werke aus, darunter zwei Opern von Albert Lortzing und mit dem „König für einen Tag“ fand sogar die letztmögliche deutsche Erstausführung einer Oper von Giuseppe Verdi in Oberhausen statt. Das Operettenrepertoire wurde durch eine Reihe Offenbachscher Werke bereichert und im Musical sorgten die „West Side Story“, „Jesus Christ Superstar“, „Evita“, „Linie 1“ und die „Rocky-Horror-Show“ bei einer jungen Generation für Publikumsrekorde.

Wiederum Sparzwänge bei den städtischen Finanzen lösten im Februar 1991 eine erneute Diskussion über die richtige Theaterstruktur

für die Neunziger Jahre aus. Diesmal fruchtete der Protest des Publikums nicht, das Musiktheater wurde mit Ende der Spielzeit 1991/92 aufgelöst. Sinnigerweise fand die letzte Vorstellung ausgerechnet am 29. Februar 1992, dem 200. Geburtstag des Komponisten Gioacchino Rossini statt.

Der neu gestaltete Eingang des Theaters am Ebertplatz.



Das neue Schauspiel

Am 9. Oktober 1992 hob sich wiederum erstmals der Vorhang. Mit Heinrich von Kleists Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“ begann das „Theater Oberhausen am Ebertplatz“ seine künstlerische Tätigkeit. Der in Mülheim an der Ruhr geborene Klaus Weise, zuvor als Schauspielregisseur am Darmstädter Staatstheater tätig und durch Inszenierungen am Stadttheater Basel und am Düsseldorfer Schauspielhaus bekannt, wurde zum Intendanten bestellt. Mit einem Ensemble von 27 Schauspielerinnen und Schauspielern, die er teilweise sehr renommierten Theatern abwerben konnte, ist er jetzt in der dritten Spielzeit in Oberhausen tätig. Mittendrin kann und soll noch keine Gesamtbewertung seiner Intendanz vorgenommen werden, doch das, was Weise und sein Ensemble bisher auf die Bühne gebracht haben, hat sehr gute Chancen, in einer weiteren Chronik des Oberhausener Theaters zu den Höhepunkten gerechnet zu werden ...

ALLES UNTER EINEM DACH

*Bero-Zentrum sollte
eigentlich in München
gebaut werden*

SASCHA UNGER

Als 1968 Oberhausens größtes Bergwerk – die Zeche Concordia – für immer ihre Pforten schloß, war die Sorge der Menschen groß. Der wirtschaftliche Niedergang des Revier-Bergbaus war damit eingeläutet, andere Zechenstilllegungen sollten folgen. Der lange Arbeitskampf, den die damalige Oberbürgermeisterin Luise Albertz immer an vorderster Stelle führte, konnte daran nichts ändern: Die Räder der Zeche Concordia, die schon lange vor der Gründung der Gemeinde Oberhausen existierte, standen pünktlich zum Ende des „Wirtschaftswunders“ für immer still.

Doch bot diese Stilllegung auch zu diesem Zeitpunkt noch ungeahnte städtebauliche Möglichkeiten: Direkt hinter dem Hauptbahnhof gelegen, stellte das riesige Areal viele Jahrzehnte lang eine regelrechte Zäsur zwischen den Stadtteilen Alstaden, Lirich und Alt-Oberhausen dar. Straßen, die heute gar nicht mehr wegzudenken sind, gab

es seinerzeit noch nicht. Auch war das Viertel nahezu unbewohnt. Berufsförderungswerk, Hans-Sachs-Schule, BERO-Zentrum – nichts von dem stand vor 1968 in Sichtweite des Förderturms.

Das Münchener Unternehmen BERO – die Abkürzung steht übrigens für „Betriebe Erich Rothenfußer“ – war damals allerdings schon „Feuer und Flamme“ für diesen überaus wertvollen Grund und Boden mitten in der Großstadt. Schon Ende 1968 kaufte es das Gelände und legte alsbald die Pläne für ein riesiges Einkaufszentrum vor: Ursprünglich sollte es in München gebaut werden, doch entschieden sich die Stadtväter der bayerischen Landeshauptstadt stattdessen für die „Neue Heimat“, die an der von Erich Rothenfußer gewünschten Stelle eine neue Traubantenstadt errichtete.

Münchener Pläne für Oberhausen? Mit „Gigantismus“ bezeichnet diese der heutige BERO-Geschäfts-

führer Walter Heinrich: „Eine Nummer zu groß und nicht finanzierbar.“

Doch nur drei Jahre später war es dann soweit: Das BERO-Zentrum öffnete im Oktober 1971 in etwas abgespeckter Version seine Pforten. Auf 30000 Quadratmetern war – wie es damals gerade in Mode kam – „unter einem Dach“ alles zu haben. Jedoch: Die alteingesessenen Oberhausener Geschäftsleute beobachteten das Treiben auf dem alten Zechengrund eher kritisch. Auch investierte kaum jemand von ihnen in dem neuen Zentrum – so kamen nur zwei der ersten Mieter aus Oberhausen.

„Die Anfangsphase des 'BERO' war sehr, sehr schwierig“, erklärt Walter Heinrich heute. Das erste große SB-Warenhaus ging schon nach einem Jahr aufgrund des „Größenwahnsinns seines Betreibers“ (so Heinrich) pleite. Danach zog mit dem „Allkauf“ schließlich ein erfolgversprechender Kundenmagnet ein – und blieb dem Zentrum bis heute treu. Die leerstehenden Geschäftslokale in der Anfangszeit füllte das BERO-Unternehmen einfach mit ein paar eigenen Shops.

Allmählich wurde das Einkaufszentrum zu einem Begriff in Oberhausen. 1972 kam noch das Gartencenter „Flora“ mit einem riesigen Freiterrain hinzu, 1981 der damalige Teenager-Hit „Rollerdrome“, das gewaltige Halbrund an der Concordiastraße, das fünf Jahre lang eine Rollschuhbahn beherbergte.

1986 standen die BERO-Betreiber vor wichtigen Entscheidungen für die Zukunft. Die Kids legten die Rollschuhe zur Seite, der „Rollerdrome“-Traum war zu Ende. Auch das übrige Zentrum, einige Monate zuvor fast völlig abgebrannt und anschließend etwas düster wieder aufgebaut, kränkelte an manchen



Ecken. Und selbst die Stadt Oberhausen gab aufgrund der beginnenden Stahlkrise ein eher trostloses Bild ab.

Umbau für 30 Mio. DM

„So darf es nicht weitergehen!“, waren sich der damals neue Geschäftsführer Walter Heinrich und die langjährige Zentrumsleiterin Ursel Backhaus einig. Ein neues Konzept fürs BERO-Zentrum mußte her.

In den folgenden Jahren investierte die Betreibergesellschaft rund 30 Millionen Mark in den Umbau, der erst vor kurzem so richtig abgeschlossen werden konnte. Zunächst suchte man nach einer Lösung, den alten „Rollerdrome“ einer neuen Nutzung zuzuführen. Mit

dem riesigen Spielzeug- und Kindersachen-Markt „Bonniland“ gab es an dieser Stelle bald einen wirklichen Magneten.

Auch im Zentrum änderte sich fortan einiges. Der dunkelbraune Parkettboden wich einem schicken Marmor-Belag, die unübersichtlichen Winkel und Eckchen wurden beseitigt, und endlich strömte auch wieder das Tageslicht von oben in die Geschäftsstraßen ein. Walter Heinrich: „Nur vier Geschäfte sind heute noch am selben Platz und haben keinen Umbau erfahren. Wir wollten den Mietern damit zeigen: Wir bekennen uns zu Oberhausen und investieren hier.“ Die Baustellen freilich wurden niemals versteckt. Die Besucher sollten neugierig

Einladend präsentiert sich das Zentrum nach dem Umbau.

auf das gemacht werden, was da einmal entsteht.

Größter „Clou“ der Umgestaltung war aber erst der Neubau des Eingangsbereiches an der Ecke Concordia-/Bebelstraße im vorletzten Jahr. Der präsentiert sich heute nämlich wesentlich heller, freundlicher und auch größer als jemals zuvor. Die Verkaufsfläche ist durch die Umbauphase auch auf stolze 34 000 Quadratmeter angewachsen.

Doch fertig ist das BERO-Zentrum auch nach dem Abzug der Baumaschinen nicht. „Wir befinden uns momentan in einer Denkphase“,



Überlegungen, den Standort noch attraktiver zu machen, gibt es reichlich. So sollen eines Tages zusätzliche Zwischengebäude entstehen und die nur teilweise vorhandenen ersten Geschosse miteinander verbinden. Auch könnte sich das BERO-Zentrum irgendwann einmal weiter in Richtung Innenstadt und Hauptbahnhof entwickeln – etwa unter Einbeziehung des alten Concordiahauses oder mittels einer Fußgängerbrücke zum Hauptbahnhof.

34.000 qm groß ist das „Bero“ heute.

Eines stehe aber fest: Eine Kopie des CentrO.-Projektes dürfe das BERO-Zentrum mit seinen inzwischen 92 Geschäften niemals werden, meint Walter Heinrich. „Bei uns herrscht eine freundliche, familiäre Atmosphäre. Sieben Millionen Besucher im Jahr fühlen sich hier wohl.“



Auch Kinder fühlen sich hier wohl.

erläutert Walter Heinrich die Zukunftspläne auch vor dem Hintergrund des CentrO.-Einkaufszentrums, das als Riesenkonkurrent in zwei Jahren seine Pforten öffnet.

CentrO. ist Herausforderung

Angst vor dieser Herausforderung gibt es in der BERO-Chefetage keineswegs. „Ich habe schon 1986 gesagt: Nach Oberhausen kommt ein

Helle Ladenpassagen machen das Einkaufen angenehm.

zweites Einkaufszentrum. Wir haben fast 25 Jahre lang mit der Marktstraße, dem Rhein-Ruhr-Zentrum und zwanzig weiteren Einkaufszentren in der Region gelebt. Die Kaufkraft ist da, man muß sie nur abschöpfen.“

Das Angebot richtet sich an alle Bevölkerungsschichten – denn vom Billig-Lebensmitteldiscounter bis hin zum edlen Herenausstatter ist fast alles an der Concordiastraße vertreten. Und auch der vielgeriseste Geschäftsführer Walter Heinrich macht keinen Hehl daraus, daß er seine Anzüge lieber im gemütlichen „BERO“ kauft als zu Hause im bayerischen Rosenheim.

VOR DEM KIPPEN STEHT DAS WIEGEN

*Die Müllabfuhr
wird zur Wissenschaft*

GOETZ BORNMANN

„Bring’ doch mal den Mülleimer nach unten.“ Mit riskanten Ausreden wollte ich früher diesem gnadenlosen Appell aus dem Wege gehen. Die meisten nützten leider wenig. Ich lief zur Straße und schütete die gesammelten Abfälle in die verzinkte Blechtonne, falls der schwergängige Deckel nicht gerade wieder klemmte. Damit war die Angelegenheit erfreulicherweise erledigt. Damals. Heute muß man lange suchen, bis sich ein Behälter mit dem Aufkleber „Bitte keine heiße Asche einfüllen“ findet. Vielmehr müßte eine ganze Liste darauf hinweisen, was alles nicht in die Tonnen gehört. Auch haben es sich die Mütter abgewöhnt, die Söhne oder Töchter loszuschicken, so einfach geht das nicht mehr. Jetzt gibt es handfeste Argumente, die Wirkung zeigen. Denn die Rolle des Mülleimers übernehmen teilweise gelbe Säcke. Problemabfälle müssen beispielsweise zum Schadstoffmobil gebracht werden. Den ech-

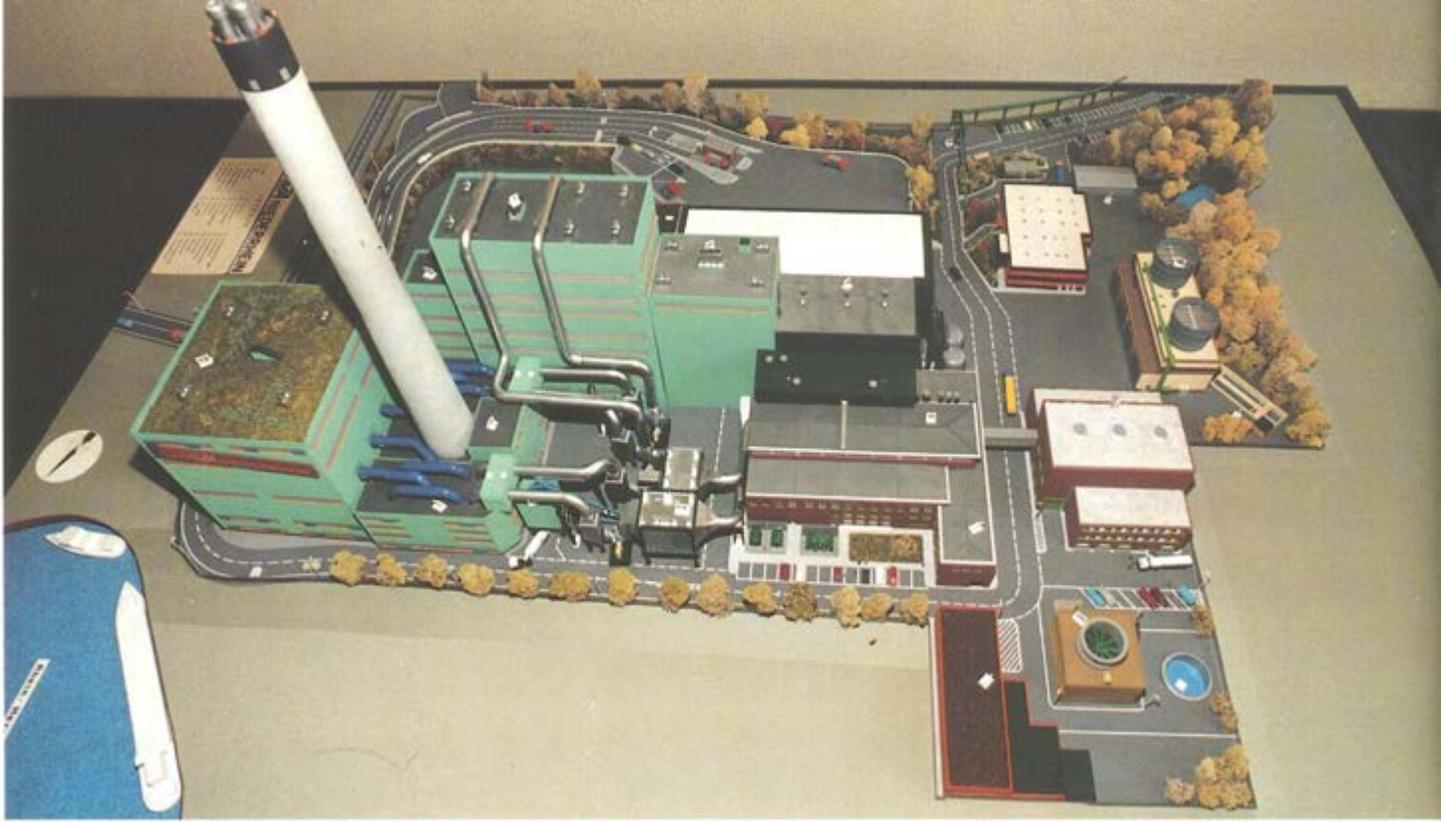
ten Hausmülleimer, den gibt’s zwar immer noch, auf den möchte schließlich niemand verzichten. Aber er bekommt zunehmend Konkurrenz. Das gesamte System der Müllabfuhr wird komplizierter, neue Verordnungen stellen an die Entsorgung des städtischen Abfalls auch für die Wirtschaftsbetriebe Oberhausen (WBO) immer größere Herausforderungen. An die Bürger werden keine Weihnachts- sondern Abfallkalender verteilt. Die gibt’s sogar kostenlos und aus recyclebarem Papier. Doch nicht nur ältere Menschen bleiben gelegentlich auf ihrem gelben Sack sitzen, weil sie wieder mal den Abholtermin verpaßt haben.

Die Zentrale, die alles koordiniert, was mit der Abfallbeseitigung zu tun hat, befindet sich an der Feldmannstraße. Und bei der Stadtentsorgung der WBO geht’s morgens um kurz vor 8 Uhr mächtig rund. Dann nämlich starten die verschiedenen Müllfahrzeuge hinaus in die

Stadt und werden erst wieder zurückkommen, wenn die Tour auftragsgemäß beendet wurde, alles eingesammelt ist. Bei diesem WBO-Betrieb werden auch die Einsatzpläne für die Männer und Frauen geschmiedet, die Haus-, Sperr- und Sondermüll oder Wertstoffe abholen müssen. Die Straßenreinigung mit ihren Kehrfahrzeugen gehört natürlich ebenfalls dazu. Die verschiedenen Fahrzeugbesetzungen werden oft jeden Tag neu zusammengestellt. Irgendwie kennen sich an der Feldmannstraße alle. Doch die Mitarbeiter für die Arbeit einzuteilen, reicht allein nicht aus. Hier wird nicht nach Fraktionen gewählt, sondern gesammelt. Diese diversen Kunststoffbehälter sind heutzutage viel attraktiver als die graue Blechtonne. Mit ihren grellen Farben und Füllgrößen geben sie bisweilen schon Rätsel auf. Nicht bei den Mitarbeitern der Stadtentsorgung. Aber dem Verbraucher gelingen bei der täglichen privaten Entsorgung verblüffend viele Fehlwürfe. Ganz ohne Fachbegriffe geht es also auch nicht bei der Müllabfuhr.

Buntes Sortiment

Es gibt grüne Tonnen mit 80, 120 oder 240 Litern Inhalt, jeweils mit blauem oder rotem Deckel. Denn die farbige Schließvorrichtung zeigt an, in welchem wöchentlichen Rhythmus die Behälter geleert werden. Jeder Bürger kann seine Tonnengröße frei wählen. Damit will die Stadt den Menschen die Möglichkeit geben, sich selbst ein passendes Gefäß aus dem bunten Sortiment auszuwählen. Die Menge, die entsorgt werden muß, die jeder reduzieren kann, ist letztlich für die Abfallentsorgungskosten verantwortlich. Vor Großwohnanlagen kann man eine erstaunliche Entdeckung machen. Zur Überra-



schung gibt's dort noch den Klassiker zu bewundern – diese verzinkten 770 Liter fassenden Stahlblechtonnen. Aber diese Dinosaurier der Zwischenlagerung sterben aus. Gleichwohl setzt die Stadtentsorgung in Oberhausen täglich acht Fahrzeuge ein, von denen ein jedes sieben Tonnen Hausmüll zur Gemeinschafts-Müllverbrennungsanlage (GMVA) fährt. Drei- bis viermal täglich geht's zum Kippen. Ein Weniger an klassischen Sammelbehältern bedeutet jedoch, daß mehr gelbe Säcke und Tonnen gefüllt werden müssen. Im Herbst wird gar das Laub kostenlos in verrottbaren braunen Säcken abgeholt. Da aber bekommen viele offenbar Schwierigkeiten. Die einen haben sich bei der Bestellung der 80-Liter-Hausmülltonne einfach in der Menge verkalkuliert – unwissentlich oder wissentlich sei hier mal dahingestellt. Stellen sie fest, daß die Kapazität erschöpft ist, entledigen sie

Gigantisches Kraftwerk: die Gemeinschafts-Müllverbrennungsanlage (GMVA).

500.000 Tonnen können jährlich verfeuert werden.

sich ihres Mülls auf andere Weise. Davon können sich viele Mitarbeiter der Stadtentsorgung selbst überzeugen, denn es sind täglich Massen von Unrat, die neben Altpapier und Glascontainern gefunden werden. Beim Begleiten eines Teams, das gelbe Tonnen leert, erkennt man, daß die Beweise den Mitarbeitern klar auf der Hand liegen. Ganze Fahrräder oder Fernseher finden sie in den Behältern. Umso aufwendiger und kostenintensiver ist die Spezialbehandlung, die in der Zukunft im Recycling-Zentrum Oberhausen (RZO) durchgeführt wird.

Wieviel Arbeitskraft steckt hinter der Stadtentsorgung? Von der Logistik, einer eigenen Tankstelle, Werkstatt und Wartungshalle mal





Rund um die Uhr wird der Betriebsablauf der GMVA überwacht.

Sieben Tonnen Hausmüll liefert jedes Fahrzeug pro Tag an.

abgesehen, an der Feldmannstraße arbeiten 103 Menschen bei der Müllabfuhr, 65 kümmern sich um die Reinigung der Straßen, 24 sind in der Werkstatt tätig. Schließlich sind 16 Mitarbeiter bei der Verwaltung beschäftigt. Wenn es nach einer Tour endlich soweit ist, daß die Müllwagen geleert werden können, muß folgende Regel beachtet werden. Wie oft im Leben gilt: „Rechtzeitiges Kommen sichert die besten Plätze“.

Strom und Wärme

Wer morgens zwischen 10 und 11 Uhr die Buschhausener Straße in Richtung City befährt, kann die Schlange der orangefarbenen Riesen schon aus der Ferne erkennen. Das ist der Zeitpunkt, an dem die

meisten Fahrzeuge zum ersten Mal zum Kippen kommen. Vor das Entleeren haben die Verantwortlichen der Stadt das Wiegen gesetzt. Dabei wachen die Wiegemeister der GMVA mit Argusaugen, wieviel Müll da in die Bunker geschüttet wird. Hochmoderne Computer sind hier mittlerweile eine willkommene Hilfe. Es hat den Anschein, daß es bei dem Wiegevorgang um sehr viel Geld geht. Dort wird klar, daß das Verbrennen der Abfälle keineswegs kostenlos geschieht. Ist die Kontrolle absolviert, wird gekippt – und eine neue Maschinerie setzt sich in Gang. Denn nun wird der Oberhausener Müll in Strom und Wärme umgewandelt. Zu sehen ist von außen nicht viel. Die Betreiber der GMVA sind aber zu Recht stolz auf die inneren Werte, denn darauf kommt's ja schließlich an. Wirft man einen Blick auf die Geschichte und die technischen Daten dieser Müllver-



brennungsanlage, wird deutlich, daß es sich bei ihr um ein gigantisches Kraftwerk handelt.

Begonnen hat alles im Jahre 1972, als drei Kessel des ehemaligen Kohlekraftwerks umgerüstet wurden zur Abfallverbrennung. Pro Stunde konnten in dieser Zeit 22 Tonnen Müll verbrannt werden. Schon 1975 steigerte sich das Müllaufkommen derart, daß konkrete Pläne für den Bau einer vierten Verbrennungseinheit gemacht wurden. Platz genug war auf dem Terrain glücklicherweise vorhanden. Nicht mehr als 25 Einwände von Anliegern und Bürgern gab es 1980 gegen den Neubau, dem Jahr der Planfeststellung für die Errichtung des vierten Kessels. Nach der Baugenehmigung und der Fertigstellung konnte 1985 Einweihung gefeiert werden. Strenge Umweltauflagen des Gesetzgebers machten es erforderlich, die komplette Anlage mit einer Rauchgasreinigungsanlage zu versehen. 60 Mio. DM verschlang die Umrüstung der alten drei Kessel, für Kessel vier wurden allein 42 Mio. DM benötigt. Im Jahre 1988 war auch diese Baumaßnahme beendet. Mittlerweile verfügt die GMVA mit einer 50 Megawatt-Gasturbine über die größte Stromerzeugungseinheit in einer Müllverbrennungsanlage der Welt. In der GMVA können pro Jahr 500 000 Tonnen Müll verfeuert werden. Eine Tonne Hausmüll erzeugt übrigens zwei Tonnen Dampf und 5 000 Kubikmeter Rauchgas. Vor allem das Rauchgas den Vorschriften entsprechend zu reinigen, bedeutet immense Investitionen. Um die neuen Verordnungen aus dem Bundesimmissions-Schutzgesetz zu erfüllen, müssen in der Zukunft zwei der alten Kessel ersetzt werden. Die derzeit zur Umsetzung weiterer Auflagen im Bau befindliche Kata-



Letzte Kontrolle vor der Verbrennung.

lyikator-Anlage, mit der die hochgiftigen Dioxine und Furane des Rauchgases in völlig ungiftige Stoffe zersetzt werden können, kostet 450 Mio. DM. Sie wurde in Oberhausen von der Babcock AG entwickelt und gebaut. Bis zum Ende des Jahres 1995 werden alle Einheiten der Katalysator-Anlage in Betrieb sein. So wird es möglich sein, die schon jetzt unter den Grenzwerten liegenden Immissionen noch weiter zu senken.

Recycling-Zentrum

Doch nicht jedes Müllfahrzeug lassen die unerbittlichen Wiege-

meister der GMVA passieren. Nicht jede Tonne Abfall schafft heute noch den Weg bis zum Rauchgas. Dafür haben verschiedene Betreiber wie die Stadt Oberhausen das neue Recycling-Zentrum (RZO) eingerichtet, das im November dieses Jahres in unmittelbarer Nähe zur GMVA seinen Betrieb aufgenommen hat.

Alle Stoffe, die nicht in die Verbrennung der GMVA geraten dür-



mit 21 Mio. DM errichtete Anlage Arbeitsplätze für 70 Arbeitnehmer und Angestellte schaffen.

Wie geht's in der Zukunft weiter mit der Müllabfuhr und -entsorgung?

Das Getrennsammeln anfallender Wertstoffe war bisher nur in den eigenen vier Wänden möglich. Auch auf dieses Problem wurde man bei der Stadtentsorgung aufmerksam. Wahrscheinlich deshalb, weil immer wieder Menschen verwirrt durch die Oberhausener Straßen liefen, die nicht wußten, was sie mit der Verpackung des gerade verzehrten Schokoriegels anstellen

Der Weg des „grünen Punktes“: aus dem Gelben Sack auf das Sortierband des neuen Recycling Zentrums.



fen, werden hier dem Müllkreislauf entnommen. Besonders die wiederverwertbaren Stoffe des Dualen Systems, also der Inhalt der gelben Säcke und Tonnen, wird aussortiert. Zudem wird der angelieferte Sperr- und Gewerbemüll der Stadt von Stör- und Schadstoffen befreit, die den Verbrennungsprozeß der

GMVA stören würden. Damit wird ebenfalls der Schadstoffausstoß der Müllverbrennungsanlage reduziert. In der für 90 000 Tonnen Gewerbeabfall genehmigten Sortieranlage des RZO werden u. a. Metalle, Holz, Kunststoffe, Kartonaugen, Glas und Störstoffe wie Batterien aussortiert. Insgesamt wird die

sollten. Dafür wurden jetzt völlig neu entwickelte Systempapierkörbe mit zwei Einwurfföffnungen installiert. Auf diese Weise können unterwegs anfallende Verkaufsverpackungen und Getränkedosen problemlos entsorgt werden. Dagegen ist die Öffnung des Restmüllbehälters aber so gewählt, daß keine Dosen eingeworfen werden können. Die geringe Größe der Einfüllöffnung macht es außerdem unmöglich, größere Mengen Hausmüll zu entsorgen. Auch dieses Beispiel zeigt, daß auf immer speziellere Probleme gezielt reagiert werden muß, wenn schon die Abfallmenge selbst nicht kleiner werden wird. Egal, ob es sich nun um Haarshampoo oder Buttermilch handelt, möglicherweise wird irgendwann alles nur noch gegen Pfand erhältlich sein. Doch solange die Verbraucher die Art des Mülls bestimmen, wird man sich auch bei der Stadt auf die richtige Entsorgung einstellen.

FÜR DIE ABRISSBIRNE VIEL ZU SCHADE

*Architektur
der 50er Jahre*

THOMAS FINKEMEIER

Wir sind ja schon einiges gewohnt. Wegen des Strukturwandels. Frühverrentung mit 60, Sozialplan mit 55. Aber gerade mal 40 und schon denkmalwürdig – das geht ja doch ein bißchen zu weit.

Aber halt. Was für uns Menschen gilt, gilt für unsere Häuser noch lange nicht. Gerade beginnen Experten zu entdecken, daß Gebäude aus den fünfziger Jahren Denkmalschutz verdienen. So schnell ändern sich die Zeiten: Was vielen von uns noch frisch in Erinnerung ist, hat doch schon die Patina des Alters. Den Reiz des Vergangenen. Und die Aura einer Ästhetik, die einer anderen Epoche als der heutigen angehört.

Bei den Möbeln haben wir es zuerst gemerkt. Noch bis vor wenigen Jahren wanderten sie auf den Sperrmüll, die Nierentische mit den eingelegten Mosaiken, die Tütenlampen, die Musiktruhen mit ihren altmodischen Plattenspielern für Schellackplatten. Heute tut es uns

leid um jedes verlorene Stück. Schon stellen Museen das 50er-Jahre-Interieur aus, schon erzielen übriggebliebene Exemplare Spitzenpreise auf Flohmärkten, schon werden die Nierentische wieder kopiert und sind in Oberhausens Möbelgeschäften in moderner Machart erhältlich.

Bei den Häusern lernen wir noch. Doch die Nachbarn in Köln und in Essen haben bereits in groß angelegten Studien die Restbestände der 50er-Jahre-Architektur inventarisiert und fachlich bewerten lassen. Nicht zu früh. Denn bereits heute ist so manches verschwunden oder unwiederbringlich verdorben, was den Charakter der Nachkriegsarchitektur ausmachte.

Erinnern wir uns. Tankstellen mit weit auskragenden, gleichsam schwebenden Dächern. Filigrane Treppengeländer mit abwechselnd roten und weißen Plastiküberzügen an den Streden. Dünne, aber hohe Säulen an Hausfassaden. Para-

belförmige Treppen und geschwungene Häuserfronten. Zurückgesetzte Obergeschosse und darüber Dächer, dünn und weit wie fliegende Teppiche. Große Fensterflächen, oft schräg gegeneinander gesetzt. Und insgesamt dieser Eindruck von Zartheit, Durchsichtigkeit, Licht.

In unserer von der Industrie geprägten Stadt tauchen sie erst allmählich auf, die architektonischen Schätze unter den Wohnhäusern und öffentlichen Bauten. Die alles überragende Dominanz der Hochöfen und Kokereien, der Fördertürme, Bahntrassen und Werkshallen gibt sie langsam frei. Der Ruß fällt ab, und wir staunen, was sich im Schatten der Montanwerke hier hat entwickeln können. Das eine oder andere Beispiel stuckverzierter Kulissenarchitektur aus der Gründerzeit hat dabei schon Liebhaber gewonnen, ebenso wie die heute so schnuckelig anmutenden und doch von so verzweifelter Armut kündenden Zechenhäuser in Eisenheim, am Dunkelschlag oder am Stemmersberg. Schon schwerer hat es die strenge, stilistisch hochwertige 20er- und frühe 30er-Jahre-Architektur, die die Stadt wohl am meisten prägt: das wundervolle alte Arbeitsamt, die Polizeiwachen in Alt-Oberhausen und Sterkrade, das Rathaus von Freitag, die Michaelkirche, der Hauptbahnhof, das humanistische Gymnasium und die Sparkasse von Professor Pützer und so vieles mehr. Aber die 50er, sie bleiben erst noch zu entdecken.

Griechischer Tempel

„Es hat die Maße eines griechischen Tempels“, begeistert sich Gertrud Kersting, die städtische Denkmalschützerin, über das Sterkrader Hallenbad. Erwin Gütle hat es als Leiter des Hochbauamtes 1954 errichtet. Die lichte Durchlässigkeit



*Gelungenes Sanierungsbeispiel:
Das 1954 errichtete Sterkrader
Hallenbad wurde zu einem
Spaßbad umgebaut.*



des Gebäudes scheint beinahe idealtypisch zu verkörpern, was die 50er-Jahre-Architektur auf den ersten Blick ausmacht. Und auch ihre Probleme: Denn die dünnen Fensterprofile aus Metall und die großen Fensterflächen sind unter dem Gesichtspunkt moderner Wärmedämmung geradezu sündhaft. Energieschonendes Bauen ist ein wichtiger Grund dafür, daß alte Architektur heute bei Renovierungen oft bis zur Karikatur verzerrt wird.

Nicht so beim Hallenbad. Dessen Umbau zum Spaßbad hat trotz angegebener Außenrutsche den Charakter des Gebäudes erhalten. Ein gelungenes Sanierungsbeispiel. Außen stimmt alles: das Glas, die Dachkante aus Kupfer, die dünnen, hohlen Säulen aus Stahl. Und wer innen aus dem neuen Edelstahlbecken auftaucht, hat ebenfalls stilreiche 50er Jahre vor Augen. Der wunderbare Sprungturm auf seinen parabelförmigen Pfeilern gehört ebenso dazu wie die Mosai-

ken, die Fensterscheiben im Treppenhaus mit den ins Glas geätzten Fischen oder Wellenornamenten. Auch das Material, der damals noch neue Kunststoff, ist typisch für die Zeit: Aus Plastik sind die messingfarbenen Türumrandungen, manche auch aus eloxiertem Aluminium, aus Kunststoff wieder die Handläufe des Treppengeländers und die leider weiß überstrichenen Röhrchen auf den Geländerstreben. Typisch auch der Parabelschwung der Treppe: „Diese Schwünge haben die Architekten damals unheimlich gern gemacht“, sagt Gertrud Kersting. Bewegte Linien, Leichtigkeit, Beschwingtheit – zur Architektur gewordene Catarina-Valente-Mentalität.

Dies, so lernen wir, ordnen Fachleute heute unter den Begriff der „halbmodernen Architektur“. Hierzu gehören zum Beispiel Rasterfassaden aus schmalen, hochrechteckigen Fenstern, schwebende Dächer, verglaste Erdgeschosse, vorspringende Eingangsdächer, fließende Linien, filigrane Gitter und Säulen, Kunststoff, Messing, eloxiertes Aluminium.

Woher kam diese Architektur – nach Diktatur und Völkermord und Krieg und mitten im Chaos zerstörter Städte? Bereits in den letzten Jahren unter Hitler hatten Architekturkommissionen den Wiederaufbau vieler Städte geplant, noch unter der ideologischen Maßgabe des Endsieges. Damit wurde es ja nun nichts, und ihre Pläne für Ruhmehallen und Triumphbögen konnten die Architekten nach '45 zu den Akten legen. Vieles andere wurde verwirklicht: Statt eng verbauter Innenstädte plante man weite, durchgrünte und von Verkehrsachsen durchzogene Stadtlandschaften mit Einkaufs- und Geschäftszonen in der Mitte und locker gebauten

Wohnsiedlungen am Rande. Viele der damals entworfenen Bauten nehmen die Tradition der deutschen Architektur nicht an ihren 1933 abgeschnittenen Enden, sondern dort auf, wo sie im Dritten Reich fortgeführt worden war. Auch die Architekten selbst sind ja nicht nach dem Krieg neu aus der Erde gesprossen: Die meisten von ihnen haben auch unter Hitler geplant und gebaut.

Man sieht's. Denn das Historisierende ist der zweite Charakterzug der 50er. Nicht immer zum Nachteil: Das fast völlig zerstörte Schloß Oberhausen, die Burg Vondern, das früh wieder aufgebaute Stadttheater würde es sonst nicht geben.

Professor Friedrich Hetzelt hatte einst als Architekt für Reichsmarschall Göring dessen Privatresidenz Karinhall gebaut. Auch Hans Müller, ein Oberhausener Widerstandskämpfer der ersten Stunde,

„Fliegender Dach-Teppich“ auf der Hans-Böckler-Berufsschule.

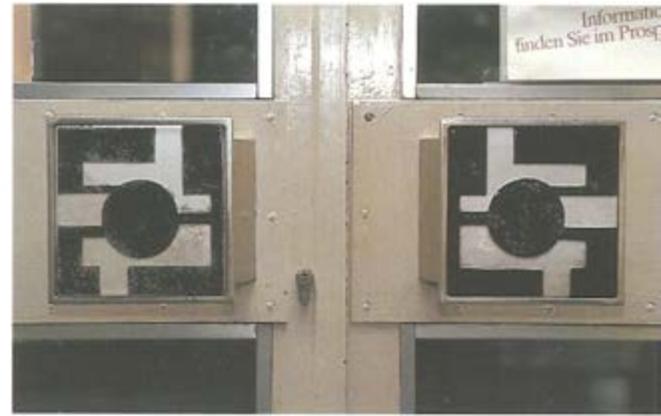
Kunststoff – wie beim Handlauf dieses Treppengeländers – war typisch für die 50er Jahre.

hat daran mitgebaut, erinnert er sich: als KZ-Häftling. Nach dem Krieg hat Hetzelt als Oberhausens erster Baudezernent die Stadt geprägt. Nicht im Sinne eines ewig Gestrigen oder eines schleimigen Wendehalses übrigens: Hetzelt ist Müller und den ehemaligen Bauamtsleitern Gütle und Christoph Monzel eher als feuerköpfiger Planer, geschickter Strategie im Umgang mit den Großindustriellen und Liebhaber der Kultur in Erinnerung. Den halbrunden Gartenteil des Schlosses am Kaisergarten habe er so gut wie neu errichten lassen und selbst darin gewohnt, bevor er für sich und seine Gattin, eine russische Generalsnichte, von Gütle





Verkörpern den Baustil der 50er Jahre: Eingangsfond und Portal des Finanzamtes Süd an der Schwarzstraße.



eine Villa in Bad Driburg bauen ließ. Der nach dem Krieg renovierte Hauptbau des Schlosses war nach Monzels Erinnerung von vornherein als Museum geplant; der Archiv-Bau daneben wurde völlig neu entworfen. Die Treppe im Schloß, so meint Denkmalschützer in Kersting, verdient ebenfalls besondere Beachtung als typisches Stück im Geist der 50er.

„Blut und Boden“-Architektur

Unter Hetzelt, dem laut Monzel „rhetorisch überlegenen“ kleinen Mann mit dem ewigen Spazierstock mit Silberknauf, sind auch weitere wichtige Bauten entstanden, bevor der Professor 1953 als Baudezernent nach Wuppertal wechselte. Manche von ihnen stehen denn nun doch wenigstens zum Teil in der Tradition einer heimatverbun-

denen „Blut und Boden“-Architektur: Häuser, die auch den Großstadt-Menschen noch an die Scholle binden sollen. Das Forsthaus Specht gehört dazu. Das Ruhrwacht-Haus aus den 20ern bekam damals schnuckelige Sprossenfenster („Haben die Denkmalschützer bis heute gar nicht gemerkt“, freut sich Monzel). Am kuriosesten verkörpert aber das Gesundheitsamt den Widerspruch zwischen alter und neuer Zeit. Die Verwendung von Kunststoff, der versuchte Parabelschwung der Treppe, der durch Glaswände zu den Büros hin beleuchtete Korridor, die Glasbausteine im Erdgeschoß – all das sind Zeichen der modernen Gesinnung. Aber dann machen doch Ornamente die Treppengeländer schwer, bekommen die Eingangssäulen klassizistisch angehauchte Kunststoff-Kapitelle, endet der Treppenschwungplatsch vor der Wand. Die Krönung des Ganzen ist der antikisierende Tempelarchitrav über der Tür der Amtsleiterin – ein weihervoller Ulk.

Die meisten Bauten waren prosaischer. „Vor allem Schulen haben wir neu gebaut, renoviert oder aufgestockt“, erinnert sich Erwin Gütle an die Zeit bei Hetzelt und unter dessen Nachfolger Paulat: die

Rolandschule, die Alleeschule, die Kastellschule, die Aufstockung der Styrumer Schule. Doch auch dabei gelang ein großer Wurf, wenn auch, wie bei so manchen 50er-Jahre-Bauten in Oberhausen, an der Schwelle der 60er: die heutige Hans-Böckler-Berufsschule: „Wir hatten wenig Platz und großen Raumbedarf, deswegen ist es ein Hochhaus geworden“, erinnert sich Gütle. Und ein markantes dazu: Der geknickte „fliegende Dach-Teppich“ über dem zurückgesetzten Attika-Geschoß grüßt weithin, die schräg versetzten Fenster an den Seiten sorgen für einen markanten Akzent, ein gläserner Übergang auf Stelzen schlägt die Brücke zu dem alten Gebäudeteil: Die Berufsschule ist ein städtebauliches Ausrufezeichen geworden, wie es sich manch ein Stadtplaner heute wünschen würde.

Aus den 50er und frühen 60er Jahren ist noch viel zu entdecken in Oberhausen. Der private und halb-private Wohnungsbau ist noch gänzlich unerforscht – wie zum Beispiel viele Gebäude der Genossenschaften oder das prachtvolle Europa-Haus. Für die Abrißbirne jedenfalls, soviel steht fest, sind die Gebäude der 50er Jahre viel zu schade.

IM KNAST ZU HAUSE

Eindrücke aus dem Oberhausener Gefängnis

MICHAEL SCHMITZ

Winfried Becher sitzt im Knast. Seit sechs, sieben Jahren schon besetzt er eine Zelle in der Haftanstalt neben dem Amtsgericht. Fenster vergittert. Blumen auf der Fensterbank, eine Schreibmaschine, Waschbecken. Nur ein paar Kleinigkeiten unterscheiden die paar Quadratmeter von den Nachbarzellen. Es gibt kein WC auf dem „Zimmer“ dafür aber ein Telefon. Für den „Luxus“ gibt es einen ganz einfachen Grund: der 55jährige ist Aufsichtsdienstleiter in der Untersuchungs-Haftanstalt Oberhausen, die als eine Abteilung zur Justizvollzugsanstalt Dinslaken gehört. Und folgerichtig hat er auch sein Büro im wahrsten Sinne des Wortes „vor Ort“, zwischen beinahe 100 Männern, die im fast ständig überbelegten Knast in U-Haft sitzen, auf ihre Gerichtsverhandlung warten.

Der gebürtige Oberhausener macht den Job hinter Gittern schon seit mehr als 28 Jahren. Eigentlich hatte er Schlosser gelernt, bei Man-

nesmann, dort zunächst auch gearbeitet. Wenn man so will, eine ideale Ausbildung für seine zweite „Laufbahn“, wenn er die denn so gestartet hätte wie die vielen hundert Knastis, auf die er später aufzutreten hatte. Denn ein Schlosser hinter Gittern, möglicherweise hätte Winfried Becher es bis zum König der Ausbrecher gebracht.

Die andere Seite des Gesetzes allerdings war ihm dann doch ungleich lieber, und so bewarb er sich bei der Polizei und fiel mit Pauken und Trompeten durch: „Man hat bei mir eine Grün-Rot-Farbschwäche festgestellt.“ Für einen künftigen Polizisten natürlich ein Unding, Ampelsünder hätten sich ins Fäustchen gelacht. Also wurde ihm geraten: „Fangen Sie lieber bei der Justiz an.“ Darauf hat er damals geantwortet: „Oberhausen hat doch kein Gefängnis.“ Er irrte wie viele andere Menschen in seiner Heimatstadt, die nicht wußten, daß schon

1905 gemeinsam mit dem Hort der Göttin Justitia auch ein Knast gebaut worden war, der viel später erst, von 1968 bis 1971, renoviert wurde und heute schon wieder nach Erneuerung schreit.

Früher waren mal bis an die 130 Einsitzenden in der Oberhausener JVA, sie lebten zu dritt in den Zellen, heute gibt es einige Einzel-, zumeist aber Zweier- und ein paar Vierer-Zellen. Normalerweise ist das Gefängnis für 85 U-Häftlinge ausgelegt, „aber wir sind ständig zu 15 Prozent überbelegt, das ist in ganz Nordrhein-Westfalen so“. Mehr Sorgen machen Becher und seinen Kollegen die 40 Prozent Ausländeranteil in Oberhausen, vielfach sitzen ausländische Mitbürger eigentlich nur, weil sie keinen festen Wohnsitz nachweisen können. Rassenschranken im Knast kennt Becher dennoch nicht, obwohl manchmal bis zu 13 verschiedene Nationalitäten auf engem Raum zusammenleben müssen. Ethnisch sei das nicht so einfach: „Wenn zum Beispiel Ramadan war und anschließend das Zuckerfest ist, dann muß ich ein angebotenes Bonbon von dem Mohammedaner annehmen, sonst ist der zutiefst beleidigt. Und wenn mir einer die Hand küßt, dann weiß ich eben, daß das im Orient so üblich ist.“ Man müsse sich ständig umstellen, aber da habe das eher kleine Oberhausener Gefängnis „Wir nennen es in der Branche ‚Familienknast‘“ seine Vorteile. So gibt es auch keine „Hackordnung“, wie sie in großen Justizvollzugsanstalten längst zum Alltag gehört, zudem sei auch die Fluktuation dafür zu groß. Die U-Häftlinge im Familienknast machen keinen Unterschied, mit zwei Ausnahmen: „Wer wegen Sexualdelikten einsitzt oder was auch immer mit Kindern gemacht hat, der



schiebt auch in Oberhausen keinen guten Knast.“ Da gebe es dann doch so etwas wie „Ganovenehre“. Solche Häftlinge werden von den anderen im besten Fall geschnitten, es kann auch schon mal heftiger werden, auf diese Straftäter werden von den anderen schon Druck ausgeübt, da sei es meist am besten, sie allein auf eine Zelle zu legen. Ein eigentlich überflüssiger Streß, kein U-Häftling nämlich erfährt normalerweise von den Delikten des anderen. „Manche aber sind so dusseilig“, schüttelt Becher den Kopf, „die offenbaren sich oder lassen sogar ihre Haftbefehle offen auf dem Tisch ihrer Zelle liegen.“ Das Aufsichtspersonal allerdings macht

auch da keinen Unterschied, behandelt alle gleichermaßen normal.

Daß Winfried Becher nicht nur hinter Gittern arbeitet, daß er auch gleich Wand an Wand mit den Knastis im Gebäude wohnt, ist ebenfalls längst Selbstverständlichkeit. „Anderer Nachbarn habe ich nicht, nur noch die Arbeitsgemeinschaft Post/Bahn und das Ruhrland.“ Auch seine Frau und seine beiden Töchter, die jetzt allerdings verheiratet sind, fanden das Leben am Knast schnell normal, kannten viele Häftlinge, gingen selbst schon mal mit: „Das ist doch auch normal, die hier wissen doch sowieso alles von mir.“ Die jüngere Tochter guckte oft aus

Eine Stunde Freigang im Hof, durch den Reißverschluss an der Mauer gibt es allerdings kein Entrinnen.

dem Fenster auf den Hof und stellte dann fest: „Papa, ihr habt wieder jede Menge Neue bekommen.“ Lediglich in der Schule wurde es mal peinlich, als die Lehrerin das Mädchen fragte, was der Papa denn macht: „Der ist im Gefängnis!“ Da haben die anderen Kinder nicht mehr mit ihr gesprochen, bis der Papa der Lehrerin klarstellte, warum er im „Gefängnis sitzt“.

Anders ginge es wohl auch gar nicht mehr, sein Chef ist froh über die Büro-Zelle und die Wohnung im Knast. Zur langjährigen Erfahrung komme so die ständige Prä-

senz, das gibt ein Gefühl der Sicherheit, den Häftlingen allerdings auch das Gefühl einer Geborgenheit, die sie nicht alle schätzen. Denn obwohl es immer wieder welche mit allen nur erdenklichen Mitteln „Die basteln an allem rum, machen immer mal eine Mauer auf“ versuchen, gelang in Bechers Amtszeit nur viermal ein Ausbruch. Darunter ein ALDI-Erpresser, der in Recklinghausen mit Schusswaffengewalt wieder festgenommen werden konnte.

Nur vier Ausbrüche, obwohl seit rund zehn Jahren nur noch U-Häftlinge in Oberhausen sitzen, also auch schwere Jungs bis hin zu Mord und Totschlag. Aber die meisten faulen Tricks kennen Becher und seine Kollegen inzwischen, fast immer fallen die Versuche bei Kontrollen auf. Einmal wollten vier der härteren Sorte die Organistin der allsonntäglichen Messe als Geisel nehmen. Eine halbe Stunde vor dem geplanten Ausbruchversuch bekam einer kalte Füße und beichtete. Das hätte schiefgehen können, denn einer der vier war der Gangster Eckhoff, der kürzlich in der JVA Werl eine Zahnarzthelferin als Geisel nahm, mit Benzin übergießt. Eckhoff hatte sich in Oberhausen in mehrere Zahnbürstenstiele eine Rasierklinge eingeschweißt. Dennoch, Angst kennen Becher und seine Kollegen nicht: „Dann kannst Du gleich draußen bleiben.“

Der Alltag im Knast ist naturgegeben für die Einsitzenden wenig abwechslungsreich, aber allemal vielseitiger als früher. Wecken ist werktags um sechs, samstags, sonntags und feiertags um sieben. Dann wird das Frühstück ausgegeben, Brot, Margarine, Konfitüre, ab und zu Käse oder Wurst oder mal ein Ei (bisweilen auch zwei, denn wenn für 99 Gefangene 60 Eier gekocht wer-

den, bleiben immer welche übrig, weil erfahrungsgemäß nur 40, 50 morgens rechtzeitig zum Frühstück aufstehen), Kaffee-Ersatz, kein Bohnenkaffee, den müssen sich die Häftlinge selbst kaufen. Zweimal in der Woche kann geduscht werden, wer arbeiten will, das ist freiwillig bei durchschnittlichem Verdienst von 180 bis 220 Mark pro Monat (in der Spitze bringt's jemand auch gelegentlich auf 400), darf täglich duschen. Täglich gibt es eine Stunde Freigang im Hof, vormittags oder nachmittags. Nicht selten wird versucht zu schummeln: „Herr Becher, ich war heute morgen nicht draußen.“ Dann schmunzelt die Erfahrung nur. Gespräche werden geführt mit dem Sozialdienst, dem Psychologen, es gibt einen eigenen festangestellten Arzt. Einmal in der Woche kommt mittwochs ein Zahnarzt. Da fällt Wilfried Becher beim Erzählen ein Döneken ein.

Vor einigen Jahren mußte er einen Knasti zum Zahnarzt bringen, ein Notfall in der Nacht vom 1. auf den 2. Weihnachtsfeiertag. Und da er selbst Probleme mit den Zähnen hatte, meinte er zum Arzt: „Gucken Sie doch bei mir auch mal nach.“ Und dann mußte gleich eine kleine Kieferoperation vorgenommen werden: „Dabei hat der Gefangene meine Hand gehalten. „Herr Becher, das wollte ich nicht, das tut mir so leid.“

Mittagessen ist um 11.45 Uhr, als ich nach dem Rundgang durch den „Bau“ in Bechers Zelle saß, gab's Bratwurst mit Blumenkohl und Kartoffelpüree, der gelernte, beamtete Koch und drei Helfer aus den Zellen bemühen sich um Abwechslung und Geschmack. Offensichtlich mit großem Erfolg. Beschwerden über das Essen kennt Becher nicht. Es sei besser als früher, weil auch der Verpflegungssatz höher

geworden ist, Tiefkühlkost vieles möglich mache. Außerdem muß ein Beamter jeden Mittag probieren, ob das Essen gut ist. Mohammedaner, die übrigens sehr zahlreich an den christlichen Gottesdiensten (sonntags im Wechsel katholisch und evangelisch) teilnehmen, bekommen selbstverständlich Rindfleisch statt Schweinefleisch. Für Gefangene, die Diät halten müssen, gibt's Schonkost. Ohnehin ist das Essen nicht sehr kalorienreich, „die haben hier ja kaum Bewegung und wir können sie schließlich ja nicht ungesund fettfüttern“.

Abendbrot gibt es um 18 Uhr. Brot, Margarine, Tee, Käse oder Wurst, mal Thunfisch, 'ne Suppe oder Quark, auch schon mal Kakao. Danach dann Fernsehen, fast jede Zelle hat ein Gerät, wenn einer zu arm ist, sich eins zu beschaffen, helfen Becher oder der Anstaltspfarrer auch mal aus. Zusätzliche Abwechslung bietet die kleine Bücherei, die mehrsprachig bestückt ist. Allerdings, bedauert Becher, gebe es „hier drinnen“ noch etliche Alphabeten, die ihre Anträge gar nicht allein stellen können, weil das schriftlich geschehen muß: „Das merkt man draußen gar nicht, und das ist traurig und in unserer Gesellschaft auch nicht mehr zu verstehen.“ Auch sportlich können sich die Gefangenen abends noch betätigen, Tischtennis, Krafraum.

Um 21 Uhr ist Nachtverschluß, dann werden die Zellen zweimal verriegelt und verschlossen. „Und schreiben Sie auch, daß das absoluter Unsinn ist, wenn die Aufseher im Fernsehen immer mit dem Schlüsselbund die Zellengänge entlanglaufen. Wir brauchen hier nur einen Schlüssel.“ Nachts arbeiten im Knast drei Aufseher, tagsüber sind in zwei Schichten je 13 im Einsatz, einschließlich der psychologi-



schen und sozialen Betreuung hat die Oberhausener Anstalt 33 Beschäftigte. Unter dem Aufsichtspersonal ist auch eine Frau, Becher kann nur loben: „Die ist voll couragiert, nicht so labil wie viele Männer. Die kann gut Nein sagen, und das muß man hier können. Denn der ganze Alltag ist für viele auch, daß sie uns irgendwie linken, ge-

geneinander ausspielen wollen.“ Alkohol zum Beispiel ist absolut tabu, „nicht mal eine Weinbrandbohne. Daher versuchen sie hier ab und zu, Alkohol anzusetzen, machen mit Zucker, Obst, Mehl und Brot eine Maische. Mensch, sage ich dann,

Perspektive hinter Gittern und Stacheldraht mit Blick auf die Hans-Böckler-Schule.

das riecht, stinkt und gärt erbärmlich, davon wirst du krank. Och Herr Becher, hör' ich dann, dat hat 30 Mark gekostet und jetzt kippen Sie dat schöne Zeug weg.“

Zeitungen können monatsweise bestellt werden, und wenn's einer mal vergessen hat, findet Becher eine Möglichkeit. Wie der 55jährige überhaupt Wünsche erfüllt, wo gesetzlich möglich. Was er zusagt, wird unbedingt eingehalten: „Die haben ja keine Möglichkeit, draußen etwas zu regeln. Also müssen sie mir hundertprozentig vertrauen können. Wenn ich einem versprochen habe, seine Frau oder Freundin anzurufen, mit der er Probleme hat, weil er sitzt, oder ich hätte den Auftrag verschlampt, zum Hochzeitstag der Frau über Fleurop Blumen zu schicken, und dann würden die rauskriegen, daß ich das vergessen habe, könnten die mich vor Wut und Enttäuschung glatt umbringen.“ Denn telefoniert werden darf nur mit richterlicher Genehmigung, Besuchszeit ist nur alle 14 Tage, eine halbe Stunde, Urlaub für U-Häftlinge ist nicht erlaubt. Auch das allerdings habe Vorteile: „Hier bei uns im Knast gibt es keine Rauschmittel wie in den Justizvollzugsanstalten. Die werden fast immer von den Freigängern reingebracht.“ Süchtige werden vom Arzt mit Medikamenten gegen Entzugserscheinungen behandelt.

Alle 14 Tage kommt ein Kaufmann von draußen, dann ist Tante-Emma-Laden im Knast. Die Häftlinge können Briefpapier kaufen und Kugelschreiber, Tabak, Kaffee, Milch, Obst, Zusatznahrung: „Der hat alles was erlaubt, ist auch Pornos. Und wir achten sorgfältig, daß die Preise kein Deut höher sind als draußen. Als hier ein Händler mal versuchte, die Knastis abzuzocken und die sich beschwerten, war er

raus aus dem Geschäft.“ Tabak ist enorm wichtig. Und wenn er vorzeitig mal ausgeht? „Dann ist der Pfarrer wieder da.“ Der hat immer mal wieder ein Päckchen für einen besonders armen oder vergeßlichen Raucher dabei. Einmal erinnert sich Becher, hatte er Kommando. Auf seinem Tisch lag eine Zigarettenkiste mit Tabak und Zigaretten. Als er wiederkam, war sie weg: „Da habe ich denen gesagt, daß es nicht schön sei, daß sie geklaut haben. Anderntags waren Tabak und Zigaretten wieder da und einer saß mit zwei blauen Augen am Tisch.“

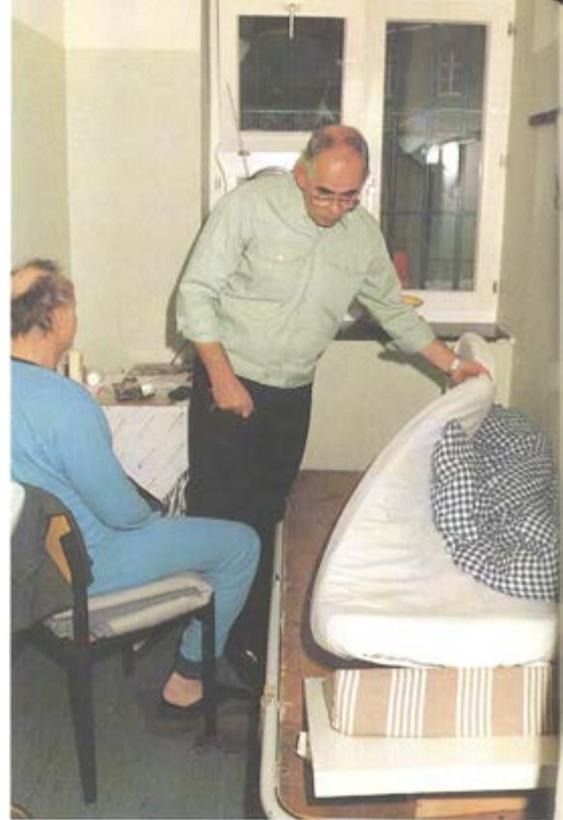
Dafür, daß es fair zugeht im Knast, gibt es allerdings neben den heimlichen Fäusten auch eine offizielle Gefangenenmitbestimmung, einer wird als Vertrauensmann gewählt. Und der „Betriebsrat“ ist dann beispielsweise auch beim Speisenplan eingeschaltet. Viel aber hat er nicht zu tun. Der „Familienknast“ hat seine eigene Atmosphäre. Offiziell ist die Anrede zwar auch von Aufseher zu Häftling „Sie“ und „Herr“: „Aber es gibt so ein paar alte Spezis, wenn ich die mit „Herr“ anspreche, frage die mich: „Herr Becher, haben Sie was gegen mich?“ Manche habe ich schon zehn-, zwölfmal hier gehabt, Opa, Vater, Sohn, Neffe und Enkel aus einer Familie habe ich hier schon durchgeschleust.

Nein, Freundschaften sind daraus nicht entstanden, aber wenn man sich draußen zufällig trifft, trinkt man auch ein Bier zusammen, hält ein Schwätzchen. Und drinnen, hinter Gittern, ist Becher Beichtvater, Psychologe, Sozialarbeiter, Ratgeber in allen Lebenslagen. Einige erzählen viel, auch wie sie zu der Tat gekommen sind, für die sie inhaftiert wurden. Vor allem aber hört er von Verhältnissen zuhause, denn alle sozialen Schichten hat er ein- und ausgehen sehen, auch Leh-

rer, Akademiker, Geschäftsleute, Polizisten. Von Problemen mit den Partnerinnen hört er vor allem, die Angst oder der Verdacht, daß sie fremdgehen, nagen an den Männern. Auch dann hat er die Frau schon mal angerufen, gefragt, warum sie dem Mann nicht mehr schreibt: „Und wenn ich dann in die Zelle kam und die hatte wirklich einen Lover und der Mann hat mich gefragt, dann habe ich geantwortet: 'Willst Du die volle Wahrheit wissen?'“ Dann bleibe man ein bißchen bei dem Häftling sitzen, „aber ich sage ihm auch, daß er schließlich die Scheiße gemacht hat und jetzt nicht seine Frau dafür verantwortlich machen soll“. Aber Becher versucht auch, mal einen Sonderbesuch zu ermöglichen, wenn es Probleme mit der Frau gibt.

Allerdings gebe es mehr Hochzeiten als Scheidungen im Knast, für Becher ganz normal, daß der Standesbeamte häufiger im Einsatz ist. Denn ein fester Wohnsitz und eine familiäre Bindung machen Eindruck auf die Richter, oft wird dann ein Haftbefehl aufgehoben. Er selbst hat auch schon dreimal den Trauzeugen gemacht und anschließend wird alles dann nett hergerichtet, mit Kaffee und Kuchen. Ob die Ehen gehalten haben, weiß er nicht. Letztlich kam eine Braut zur standesamtlichen Trauung ganz in Weiß einschließlich Schleier in den Knast. Becher hätte schreien können, blieb aber feierlich und würdig bei der Trauung.

Beim Stichwort Hochzeit fällt ihm wieder ein Döneken ein. Da mußte er zwei Männer zum Amtsgericht rüberbringen, hat sie mit Handschellen aneinandergesesselt und gesagt: „So jetzt seid ihr verheiratet.“ „Herr Becher,“ sagt der eine, „Sie wissen aber auch alles.“ „Das



Winfried Becher kontrolliert eine Zelle auf Feilen und Sägen, um eine ruhige Nacht zu haben.

waren zwei Schwule.“ Wie es denn überhaupt so mit Sex sei im Knast. Mit Frauen geht nichts, aber Becher sieht das auch weniger schlimm, in Frauengefängnissen hätten die Insassinnen damit viel größere Probleme.

Hat er denn manchmal nicht doch Vorurteile? Er überlegt nur einen Augenblick: „Nein, ich glaube nicht, dann könnte man den Beruf doch gar nicht ausüben. Man muß immer sehen, daß das auch Menschen sind. Dennoch, der psychische Streß ist groß, im allgemeinen Vollzugsdienst gibt es trotz hervorragender auch psychologischer Ausbildung eine hohe Anzahl von Frühpensionierungen. Ob er denn schon mal versucht war, die eigene Hand ausrutschen zu lassen, wenn einer besonders dreist war oder rumtobte? „Natürlich.“ Ist es auch



fährdete sind unten sicher. Ein einziges Mal nur in 28 Jahren hat er selbst was abbekommen: „Da wollte mir einer einen Metalleimer über den Kopf hauen, und beim Ausweichen habe ich mir an der Zellentür

Krafttraining mit göttlichem Segen und Tischtennis gehören zu den sportlichen Aktivitäten im Knast.



den Kopf eingeschlagen.“ Ohnehin sei früher die Aggressivität viel größer gewesen, heute, wo die Gefangenen auch viel mehr dürfen, habe es sich doch weitgehend harmonisiert: „Viele sind hier lieber als draußen, die haben hier ihr Zuhause.“

Natürlich sei der Umgang nicht immer einfach. Einer saß mal wegen sexuellen Mißbrauchs eines Kindes. „Der hatte ein zweijähriges Mädchen vergewaltigt“, ist der nun wahrlich nicht so leicht zu erschütternde Beamte noch heute fassungslos, „das sind dann Tiefpunkte in meiner Karriere. Aber trotzdem behandle ich alle gleich, es kommen ja auch jeden Tag wieder andere, jeden Tag gibt es so zwei, drei Zugänge und Abgänge.“ Und die Liste liest sich wirklich „vielfältig“. Raub und räuberische Erpressung, Mord und Totschlag, schwere Körperverletzung, auch mit Todesfolge, Menschenhandel, Diebstahl, Betrug, Urkundenfälschung, Fahrerflucht, Bandenhelderei, Geldfälschung, Vergewaltigung.



Abends um 21.00 Uhr ist Nachtverschluß, dann ist alles doppelt gesichert hinter Schloß und Riegel.

passiert? „Kein Kommentar“, lächelt er, „außerdem kann ich ja die Tür von außen zumachen, dann kann er sich drinnen erst mal austoben, und dann gehe ich rein und setz mich zu ihm, 'nun erzähl' mal.“

Aber daß bisweilen jemand mit körperlichem Nachdruck in die Bärenzelle im Keller gebracht werden muß, das sei eben so. Oft zum eigenen Schutz. Denn Selbstmordge-

Rund 80 Prozent der U-Häftlinge sind zwischen 25 und 40 Jahre alt. Einer, wegen Hausfriedensbruch sitzend, ist 73, ein sogenannter „Berber“, schwerkrank: „Der hat sogar einen Rentenanspruch und holt seine Rente nicht ab. Da hat der Richter einen sozialen Haftbefehl ausgestellt, damit der eine warme Bude hat und seine Mahlzeiten. Und das finde ich absolut richtig so.“

Kein Zweifel, der 55jährige, der 1969 vom damaligen NRW-Ministerpräsident Heinz Kühn mit der Lebensrettungsmedaille des Landes ausgezeichnet wurde, weil er vier Schiffbrüchige aus der Ostsee geholt hatte, die mit ihrem Kleinboot abgetrieben waren, der für Hamborn 07 in der Handball-Bundesliga und später für Tura Dümpten noch in der Regionalliga gespielt hat, genießt hohes Ansehen bei den Knastis, davon zeugen viele Dankschreiben. Er hat mit ihnen ein Biotop im Hof angelegt, für das er unter anderem bei Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond 500 Mark „rausgefochten“ hat, hat draußen selbst auch mitgescheppt. Oft ist er auch samstags und sonntags mal eben im Knast, obwohl er als Leiter des allgemeinen Vollzugsdienstes nur noch die normale Schicht von montags bis freitags, 7.30 bis 16 Uhr, macht. Seine Frau hat Verständnis: „Sie weiß ja, wo ich bin und daß ich hier sicher bin. Ich kenn hier jedes Kabel und jede Wasserleitung.“

Becher organisiert Skat- und Tischtennisturniere, treibt dafür auch kleine Preise auf: „Und es gibt viele, die von mir auch schon mal einen Fünfer kriegen: „Das ist eben so, ist doch klar.“ Lesungen gibt's im Knast, Konzerte. Auch die Mauer hat er mit einigen „Spitzbuben“, wie sie gelegentlich beinahe liebevoll genannt werden, bemalt, das gebe es nirgendwo in NRW-Gefängnissen. Da seien seine Vorgesetzten fast im Sechseck gesprungen, als die Leiter bis an die Mauerkrone angelehnt wurde und die Häftlinge hoch oben draufstanden und pinselten: „Ich habe meinen Vorgesetzten gesagt, daß sie mir in die Hand geschworen haben, daß keiner über die Mauer geht.“ Sie haben Wort gehalten. Ganovenehre.

SIE SCHLAGEN UND SIE LIEBEN SICH

*B. C. Ringfrei
boxt sich durch*

GEORG HOWAHL

Eine wahre Kämpfernaut rapzelt sich hoch, egal wie blau das Auge ist. Deshalb wäre sicher auch Vereinsgründer Hermann Seeger stolz auf seine Boxer: Der Traditionsverein B. C. Ringfrei ist zwar angeschlagen, aber dank fünf aufrechter Boxliebhaber noch lange nicht ausgezählt.

Die miefige Boxschule im Hinterhof eines abbruchreifen Viertels, wo sich der Geruch von Unrat mit den Düften eines chinesischen Schnellimbiss' vermischt, sich die Ratten „Gute Nacht“ sagen und alle 14 Tage der freundliche Schutzgeld-Erpresser vorbeischaufelt, diese Boxschule gehört wohl ins Phantasereich der Rocky-Fans. Auch wenn hier mit harten Bandagen gekämpft wird, solche Klischees treffen auf den B. C. Ringfrei nicht zu. Statt üblen Uppercuts zwischen beim Betreten der Willy-Jürissen Halle nur die Seilchen durch die Luft. Von Schmerzschreien und italienischen Hengsten, die auf süddeut-

sche Bullen eindreschen, fehlt jede Spur. Zweimal wöchentlich gehen hier 17 junge Männer den Weg der Schweißperlen, der jeden Menschen, der nicht mit dem Box-Virus infiziert ist, erstmal zum Kratzen am Hinterkopf bringt. Die Jungs feilen an der Kampftechnik, beißen die Zähne zusammen, wenn es hart wird, sie boxen und sie quälen sich. Noch sind sie ungeschliffen, müssen zur Disziplin gebracht werden, müssen besonders ihre Ausdauer steigern. Sofort bemerkt auch ein Laie, daß hier Technik und nicht rohe Kraft waltet. Die kleine Gruppe ist das Überbleibsel der früher blühenden Ära des Amateurboxens, die jungen Männer sind die letzten ihrer Art. Sie sind erst seit dem Frühjahr '94 dabei. Der türkische Trainer Ivo Karsli reichte im Januar dem am Boden liegenden B. C. Ringfrei die Hand, zu einer Zeit, als das Training mangels Masse an aktiven Kämpfern eingestellt worden war.

Zur Zeit baut Karsli die neue Mannschaft auf, junge Männer, wie man sie täglich auf der Straße trifft, und doch sind sie anders. Vielleicht treibt sie ja die Sehnsucht nach dem Schmerz. Mit ein bißchen Glück werden einige von ihnen im Frühjahr '95 erstmals an Kämpfen im Seilgeviert teilnehmen. Sie werden merken, wie unendlich lang die drei Minuten bis zum nächsten Gong sind, wenn man nicht im bequemen Fernsehsessel zur Tüte Chips greift, sondern selbst einen Berg von einem Gegner vor sich hat, den es erstmal mürbe zu klopfen gilt.

Aber noch sind das Boxerträume. Bis es soweit ist, bedarf es noch tausender Schläge gegen die Sandsäcke, den Punchingball, den Glasfiberstab – da hilft es auch wenig, wenn man die Fotos von Lieblingsfeinden an die Geräte klebt, damit der Schlag härter wird. Schweiß muß fließen, bis aus den Anfängern solide Boxer geworden sind, die ein harter Leberhaken nicht aus den Latschen kippen läßt.

Knallharte Ausbildung

Gerhard Torkler, Geschäftsführer des Vereins und einst dreifacher Niederrhein-Meister, weiß, wieviel Arbeit vor dem Boxnachwuchs liegt, denn er stand selbst über dreihundertmal im Ring. Die Nachwuchsorgen im Zeitalter von Gameboy und Kabelfernsehen, von Disco-Tempeln und Multiplex-Kinos, liegt für Torkler auf der Hand: „Heute gibt es für die Jugend so viele Unterhaltungsmöglichkeiten, daß viele einfach nicht mehr bereit sind, die knallharte und entbehrungsreiche Ausbildung zum Boxer auf sich zu nehmen.“ Klar, die meisten Teenies denken heute beim Stichwort „Boxen“ zuerst daran, wieviel Watt die Dinger an ihrer Stereo-Anlage wohl haben. Den-



noch fand sich am Anfang des Jahres eine Handvoll Verwegener, die Zigaretten Zigaretten und Bier Bier sein lassen – zumindest für zwei Abende pro Woche.

Der beinahe allmächtige Medieninfluß verstärkte die Krise, in die der Boxsport in den letzten zwei Jahrzehnten hineinschlitterte. Es herrschte Flaute bei den Box-Profis, die im Vergleich zu den strampelnden und langbeinigen Aerobic-Girls einfach nicht mehr telegen genug waren (Schönling René Weller jetzt mal ausgenommen). Die 70er und 80er Jahre gingen einher mit einem Absacken des Profiboxsports in die Gesellschaft zwielichtiger Gestalten. Halbseidene Geschäftemacher saßen am Ring und versuchten, den größtmöglichen Profit herauszuschlagen. Doch wo Zuhälter sich die Hände reiben, bleiben Prominente fern. Das hatte natürlich auch Folgen für die Amateure. Die Mitglieder liefen scharen-

Wenn die Faust immer größer wird, dann stimmt wohl was mit der Deckung nicht.

weise davon, genau wie die Sponsoren, die man ja nicht einfach mit ein paar kräftigen Haken zur Unterstützung bewegen konnte.

Ein Tiefschlag nach dem anderen traf den B. C. Ringfrei. In Torklers Keller liegt eine Kiste, die voll mit Abmeldeformularen ist. In einer Festschrift aus dem Jahre 1971 gibt sich der damalige Sport- und Pressewart Franz Witzler noch optimistisch: „Sicher ist das Interesse an harter sportlicher Ausbildung zurückgegangen. Aber darunter leiden auch andere Vereine aller Sportarten. Und doch finden wir immer wieder begeisterungsfähige junge Leute, die sich mit zäher Energie dem Kampfsport widmen.“ Er sollte sich täuschen, denn die Mitgliederzahl nahm langsam, aber stetig ab. Es machten sich Gerüchte breit, daß es ein echtes Risiko sei, in

Oberhausen eine Boxveranstaltung durchzuführen. Die Ringfreier kämpften mit etwas, das man nicht greifen konnte; einem Image-Problem.

Im Januar 1994 fand der Mitgliederschwund seinen traurigen Höhepunkt, als nur noch neun der übriggebliebenen 30 Mitglieder zur Jahreshauptversammlung erschienen. Auflösung und Löschung aus dem Vereinsregister schienen die einzige verbleibende Möglichkeit, mit der sich aber fünf der langjährigen Mitglieder nicht abfinden wollten.

Popularität steigt wieder

Da begann das echte Boxerherz zu flattern – viel schlimmer noch als in einem Kampf gegen Mike Tyson. Weil jedoch die Faustkämpfer für ihre Standfestigkeit bekannt sind, trafen sich die fünf treuen Ringfrei-Mitglieder weiterhin regelmäßig im Hinterzimmer der Styrumer „Bauernstube“: Horst Pietrek, Gerhard Torkler, Karl Ganster, Kai-Uwe Großjohann und der ehemals erfolgreichste Kämpfer des Vereins, Aloys Brand. Die Stimmung in dieser dunkelsten Stunde der Vereinsgeschichte glich der auf einer Beer-

digung. Großjohann beschreibt die Situation eindringlich: „Die Kellnerin, die ab und an Zeuge dieser Versammlung wurde, hätte als einzige bemerken können, was diese Männer gefühlt haben. Sie hat die Gesichter gesehen, die einige Kämpfe verrieten, aber auch den seltsam schimmernden Glanz in den Augen und den Schmerz, den die Gesichter widerspiegeln, einen Schmerz, den man im Boxring nie kennenlernt.“ Doch die fünf rissen sich zusammen, sie beschlossen, noch einmal in die Offensive zu gehen. Sie traten an die Presse heran und baten um Hilfe bei der Rettungsak-

tion. Vielleicht war es die Gunst der Stunde, die ihnen zu Hilfe kam: Henry Maske, der intelligente Boxer aus dem Osten, holte den Weltmeistertitel und verteidigt ihn seit Ende 1993 Schlag auf Schlag. Schnell stieg die Popularität von Maske, und siehe da: sie kamen wieder an den Ring, die Reichen und Edlen, die Bekannten und Beliebten, nicht zuletzt unter ihnen Thomas Gottschalk oder Alain Delon. Ein besseres Dopingmittel konnte es für die auf Zwergenformat geschrumpfte Mitgliederliste des B. C. Ringfrei kaum geben. Der Mitgliederstamm ist wieder auf 35 angewachsen, fast 20 kommen regelmäßig zum Training. Viel ist das noch immer nicht, wenn man einen Vergleich mit der Glanzzeit des Boxsports in Oberhausen ziehen will, als beinahe 300 Mitglieder des B. C. für eine hochklassige Mannschaft sorgten, aus der zahlreiche Niederrhein- und Deutsche Vizemeister hervorgingen. Natürlich kam auch die Box-Euphorie nicht von ungefähr. Sie war das Ergebnis der Aufbauarbeit der Männer der ersten Stunde, die natürlich heute die Auszeichnung „richtige Kerle“ verdienen, aber wahrscheinlich genauso strampeln mußten, wie ihre Nachfolger heute.

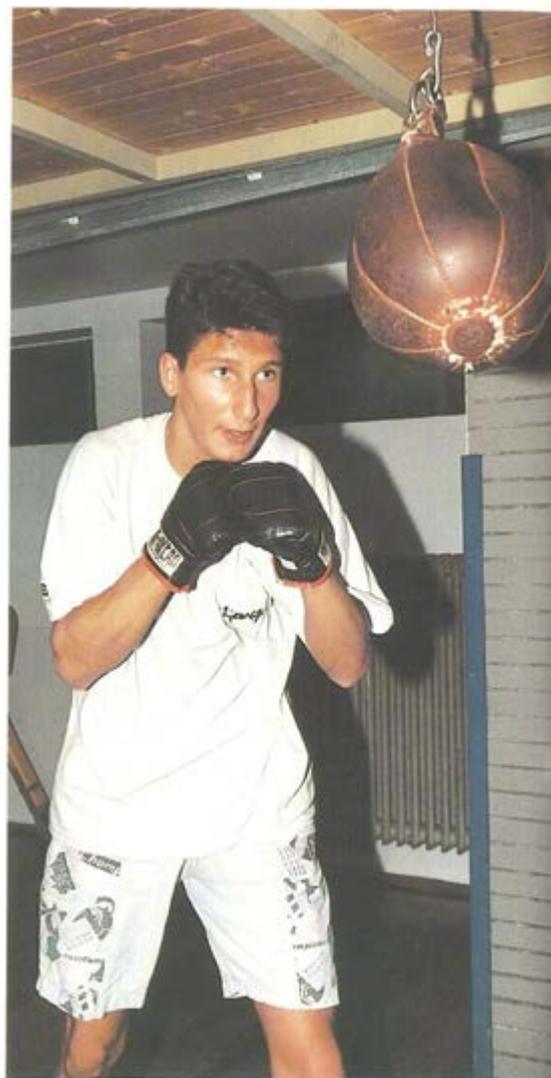
Die Vereinschronik beginnt im Jahre 1921, kurz nach dem ersten Weltkrieg, als der Oberhausener Schornsteinfegermeister Hermann Seeger aus Frankreich zurückkehrte. Warum ausgerechnet ein Schornsteinfeger sich für die saubere Sportart begeisterte, erwähnen die Dokumente aus vergangenen Jahrzehnten zwar nicht, aber in einer Festschrift aus dem Jahre 1961 – anlässlich des 40jährigen Vereinsbestehens – steht zu lesen: „1919 und 1920 erlernte Hermann Seeger in der Duboisschen Boxschule un-

ter großen Kosten die Kunst, wie man damals Handschuhe schwang, und wie man in kurzer Zeit seinen Gegner horizontal schlagen konnte. Der rauhe Kampfstil wurde bevorzugt, es gab noch keine ausgefeilte Beinarbeit, keine Technik und kein Schlagrepertoire. Es wurde drei Runden rücksichtslos gekeilt. Daß bei dieser Art des Kampfstils oftmals mehr als notwendig Haare gelassen werden mußten, blieb nicht aus.“ Puh, das waren noch Zeiten, als so richtig Haare gelassen wurden – für manchen Box-Veteranen von heute wäre das eine Katastrophe, denn was würde der Friseur zu sowas sagen.

Gott sei Dank geht es heute bei weitem nicht mehr so gewalttätig beim B. C. Ringfrei zu, im Moment geht kein Boxer k.o. „Bei unserem Training wird sauber geboxt“, erklärt Gerhard Torkler, „es gibt viele, die unseren Sport nicht leiden können, aber ich versteh' das nicht. Im Handball oder Fußball geht es heute bald rauher zu als bei uns.“ Nach eigenem Bekunden hat er in seinen über 300 Fights nie einen ernstzunehmenden Schaden davongetragen. Sowas kann tatsächlich kaum ein Kicker von sich behaupten.

Erster Kampf am 18. März 1922

Doch gehen wir weiter in der Geschichte. In der Gründungsver-sammlung am 28. August 1921 wurde Hermann Seeger zum Trainer gewählt. Er löste nach kurzer Zeit auch den 1. Vorsitzenden Malessa ab und machte die erste Mannschaft bis zum Folgejahr fit. Der erste Kampf der Oberhausener Amateure fand am 18. März 1922 in Mülheim statt. In den darauffolgenden Jahren der großen Wirtschaftsdepression ging es nicht nur mit den Boxleistungen, sondern vor allem mit den Mitgliedsbeiträgen steil berg-



Millionenmal schlägt ein Boxer vor die „Maisbirne“, wie die Ringfreier ihren Punchingball liebevoll nennen.

auf. Von 50.000 Mark mußten sie auf 1 Million erhöht werden, die Eintrittspreise erreichten sogar Milliardenhöhe. Doch so schnell die Zahlen auch von den kleinen Täfelchen gewischt und gegen höhere ausgetauscht waren, mit dem Tempo der Inflation konnte auch der schnellste Schreiber nicht mithalten.

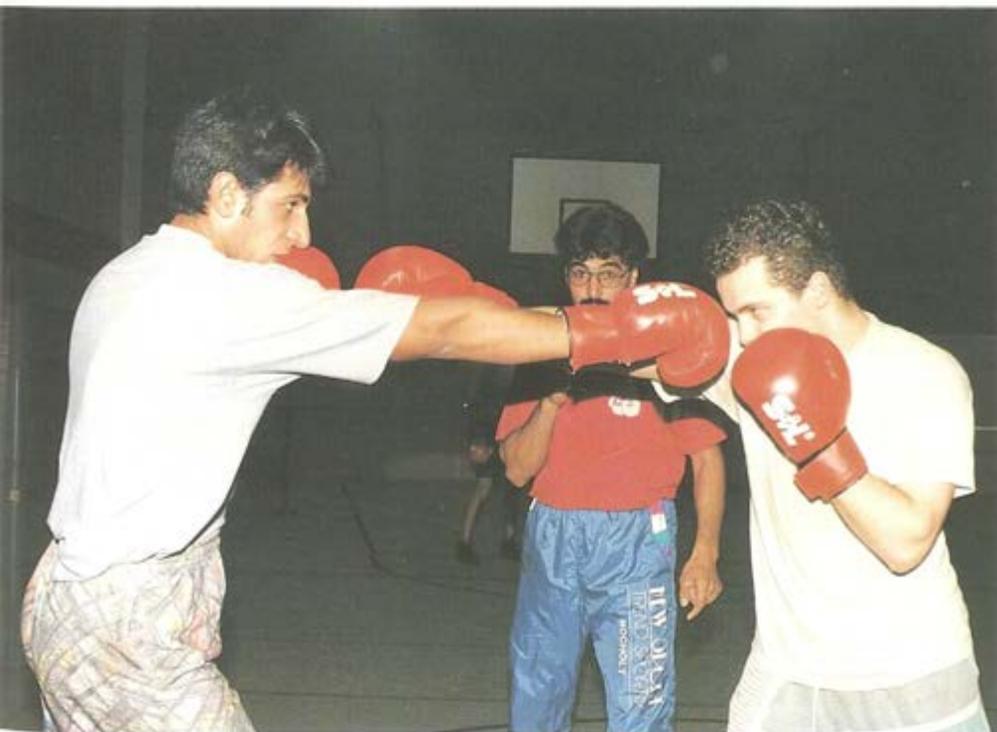


Die ersten Gehversuche auf internationalem Parkett unternahmen Matten und Göser 1928/29, die in Paris und Luxemburg erste Erfolge für Deutschland erzielten – um sich im Ring durchzusetzen, braucht man keine Fremdsprachen, die Handschuhe sprechen ihre eigene Sprache.

Der herausragende Boxer der frühen Jahre ist jedoch Franz Kartz, dem der Ruf des ewigen Zweiten hinterherhing. Obwohl er dreimal hintereinander im Finale um die Deutsche Meisterschaft scheiterte, erzählen sich noch heute die Ringfreier, daß ihm lediglich die Sympathie der Kampfrichter, keineswegs das boxerische Können gefehlt hat. Der größte Moment seiner Boxer-Karriere war die Teilnahme an den Olympischen Spielen 1932

Der jetzige Vorstand des B. C. Ringfrei mit dem 1. Vorsitzenden Kai-Uwe Großjobann (2. v. r.).

Beim Sparring achtet Trainer Ivo Karsli auf saubere Technik.



in Los Angeles. Er kam bis zur Vor-schlußrunde, wo es ihm nicht gelang, den Amerikaner Stevens windelweich zu schlagen. Deshalb landete Kartz nur auf dem 3. Platz und holte Bronze.

Ein wahrer Haudegen in diesen Tagen und der gefürchtetste K.o.-Schläger war Schwergewicht Emil Swart – ein Mann, mit dem man sich besser nicht anlegte. Er füllte die Kassen und eroberte die Herzen des Oberhausener Publikums im Nu, weil jeder den Deutschen Meister im DASV sehen wollte. Mochte kommen, was wollte, Swart lieferte garantiert den Kampf des Tages und den bewußtlosen Gegner auf dem silbernen Tablett.

Dreimal standen Ringfrei Boxer für die Nationalstaffel im Ring, es

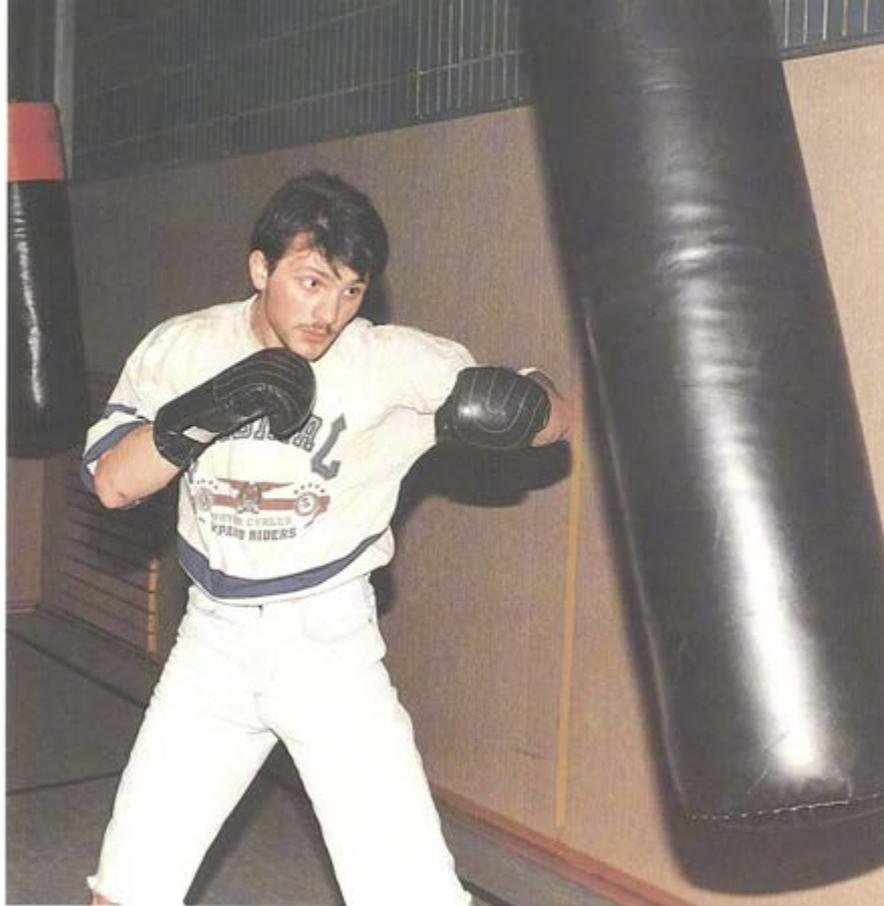
waren Franz Kartz, Aloys Brand und Lothar Kellner. Schier endlos scheint die Liste der Niederrheinmeister aus den Reihen des Oberhausener Vereins: Willi Starke, Franz Kartz, Jakob Klöckner, Aloys Brand, Kurt Gödderz, Helmut Weirich, Fritz Kahlert, Wenzel Biociek, Lothar Kellner und nicht zuletzt Gerhard Torkler, der diesen Titel 1960 zum ersten Mal errang.

„Wenn ich daran denke, daß ich 40 Jahre am Boxen hänge, muß ich sagen: Der Sportverein hat mich geformt“, sagt Torkler heute. Seit Beginn der 70er Jahre, als die Box-Bundesliga eingerichtet wurde, war er Ringrichter.

Bedeutende Funktionäre

Doch was manchmal viel wichtiger ist, als eine Mannschaft mit dem richtigen Bumms: Auch an bedeutenden Boxfunktionären mangelte es dem B. C. Ringfrei nicht. Besonders hervorzuheben sind hier Heinz Höffkes, der den Verein in den 30er Jahren führte, und Hermann Bruss. Höffkes war jahrelang 2. Präsident des Deutschen Amateurboxsport-Verbandes (DABV), dem er als honorierter Mann bis zum Zweiten Weltkrieg große Dienste leistete. Hermann Bruss war ursprünglich im Alstadener Boxklub, wechselte jedoch schnell zu den Styrumer Kollegen. Ein Glück für den B. C. Ringfrei, denn als Präsident des DABV begleitete er die Deutsche Nationalmannschaft unter anderem nach Moskau und nach England, erlebte Höhen und Tiefen mit den besten Boxern der Bundesrepublik. Später übernahm Bruss den Vorsitz des Niederrheinischen Amateurboxsportverbandes, den er mit großem Idealismus leitete.

Derselbe Idealismus trieb auch Torkler und seine vier Kollegen dazu an, den B. C. Ringfrei nicht ein-



fach sterben zu lassen. Sie setzten alles daran, ihren geliebten Verein zu erhalten. Das neue Führungsteam, das aus Kai-Uwe Großjohann (1. Vorsitzender), Karl Ganster (2. Vorsitzender), Gerhard Torkler (Geschäftsführer und Pressewart) besteht und zu dem auch Ivo Karsli (1. Trainer), Hans Springalla (2. Trainer) und das Ehrenmitglied Aloys Brand gehören, weiß aber, daß es erst am Anfang des Wiederaufbaus des Oberhausener Amateurboxsports steht – eine Aufgabe, die vielleicht länger dauert als der Aufbau Ost. Beide haben gerade die größte Durststrecke überstanden, jetzt gilt es für die kommenden Monate und Jahre ein Polster zu schaffen, denn: Die nächste Krise kommt bestimmt.

Wer sich also für den Boxsport interessiert, sei es nun als Zuschauer

Kondition ist für das Training am Sandsack unverzichtbar.

oder als aktiver Faustkämpfer, kann ja zum Training in die Willy Jürissen-Halle kommen (mittwochs, 18–20 Uhr oder freitags, 20–22 Uhr). Auch der Ringfrei-Stammtisch, bei dem lediglich die treffsicheren Witze und die schlagfesten Meinungen zählen, kommt regelmäßig an jedem ersten Montag im Monat ab 17 Uhr in der Gaststätte „Zur Bauernstube“ an der Lothringer Straße zusammen. Bleibt noch zu erwähnen, daß es beim Training ein so herzliches Verhältnis zwischen Deutschen und Ausländern gibt, wie man es selten in einer anderen Sportart erlebt. Auch wenn sie sich schlagen, sie tun das alles nur aus Liebe, aus Liebe zum Boxen nämlich.

UND IMMER TREU DIE STANGE HALTEN

Die Kleinstädter-Bühne Sterkrade

CHRISTIAN ICKING

Der Mann hatte seine Prinzipien: „Wenn in den Regieanweisungen ‚Wein‘ steht, bitteschön, dann soll auch Wein getrunken werden.“ Heinz Holtermann nahm's damals, im September 1956, ganz genau. Der Spielleiter und Darsteller der Kleinstädter-Bühne mußte sich im Schwank „Spalierobst“, der im rheinischen Winzermilieu spielt, einen hinter die Binde kippen. So sah's die Rolle vor. „Immer rin inne Schelle!“ – und, zack, war wieder ein Glas geleert. Holtermann spielte den Part so herrlich echt. Das Publikum konnte nicht ahnen, daß der Leiter der Sterkrader Laienspielgruppe mit jedem Glas tatsächlich ernst machte und klopfte sich spaßgekrümmt die Schenkel blau. Blau war bald auch der Spielleiter. Und durfte zum guten Schluß weinselig entschlummern. Perfekt dahingeschnarcht. „Holtermann schlief wirklich“, erinnert sich dessen Nachfolger, Heinz Muzik. Ließ sich auch nicht mehr wecken. „Die Wirkung war umwerfend.“

Das ist nun schon lange her, und das Holtermann'sche Verständnis von Profession ist in dieser drastischen Reinform nicht auf seinen Nachfolger übergegangen. Geht ja auch gar nicht. Szenen mit einer beschwipsten Hauptperson gehören zum Schwank wie Majo zu Pomes. Was bedeuten würde: Zumindest ein Darsteller müßte mittlerweile sieben Vorstellungen hintereinander zu tief ins Glas gucken.

Dennoch: Laien machen Lustspiel, dieses Erfolgsrezept funktioniert seit nunmehr 45 Jahren. Die „Kleinstädter-Bühne Sterkrade“ trumpft jedes Jahr aufs Neue mit einem Stück auf. Stets ist's ein Schwank aus dem Anfang dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts, stets ist der Saal in jeder Vorstellung voll, und stetig scheint das Vergnügen auf und vor der Bühne größer zu werden. Zum 40jährigen Bestehen 1989 beschrieb Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond den Status der Theaterfamilie aus dem Norden Oberhausens so: „Seit vier Jahr-

zehnten gibt es sie nun schon – eine private Initiative mit öffentlicher Ausstrahlung, ein besonders sympathisches Beispiel bürgerschaftlichen Engagements, ein fester Bestandteil im kulturellen Leben unserer Stadt.“ Und wie so oft traf Oberhausens erster Bürger damit den Nagel auf den Kopf.

Heinz Holtermann, Willi Kuhlmann und Fritz Büscher gründeten 40 Jahre vor diesem Lob von höchster Stelle die „Kleinstädter-Bühne Zeche Sterkrade“. Benannt nach dem gemeinsamen Lieblingsstück mit dem Titel „Die deutschen Kleinstädter“. Versehen mit einem Zusatz, weil der Pütt die drei Bergleute in ihrem künstlerischen Bemühen kräftig unterstützte.

Gleich das Debüt unter diesem Namen im Oktober 1949 im Sterkrader Kaiserhof Saal war „Der wahre Jakob“ – und das Publikum, das seine Brötchen zum größten Teil „unter Tage“ verdiente, schlicht hingerissen. Und sofort waren die Kleinstädter auf Lustspiele abonniert. Muzik erklärt's so: „Die schwerarbeitende Bevölkerung hatte alles andere als Lust, nach Feierabend hochgeistige Stücke zu inhalieren.“ Irgendwann aber versuchten sie's doch. Nur: „Der Sturm“ erwies sich weniger wegen mangelnden schauspielerischen Vermögens, als vielmehr wegen mangelnder Resonanz als laues Lüftchen. „Da haben wir gemerkt, daß so etwas nicht so ein breites Publikum findet“, sagt Muzik. „Und wir müssen das Haus immer voll haben.“ Allein der Kosten wegen.

Zwei Jahre, nachdem sich die Theatergruppe 1956 ins Vereinsregister eintragen ließ und Erich Stolz zum 1. Vorsitzenden wählte, inszenierte Holtermann Volksstücke, Lustspiele und Schwänke im Sause-schritt. Bis zu drei Stücke binnen ei-

nes Jahres sorgten für Furore. Und dafür, daß mit wachsender Etablierung „in Dankbarkeit auf die Protektion der Zeche Sterkrade und auf den entsprechenden Zusatz im Vereinsnamen verzichtet werden“ konnte.

Goldene 50er Jahre

Die 50er Jahre waren auch für die Kleinstädter golden. Deutschland entdeckte das Fernsehen, und das Fernsehen entdeckte den Schwank. Kaum einer weiß: Fast wären die Sterkrader Laien zu Bildschirm-Profis geworden. Der Ruf von Inszenierungen wie „Die spanische Fliege“ oder „Eine Frau wider Willen“ reichte über die Wiege der Ruhrindustrie hinaus. Allein aus aufnahmetechnischen Gründen, erinnert sich Vorsitzender Gerd Rißel, standen die Kameras im Kölner Millowitsch-Theater und nicht im hiesigen Kaiserhof-Saal. Spielleiter Holtermanns Ruf reichte bis nach ganz oben: Als er 1970 sein Lebenswerk in die Hände Muziks legte, tat er dies mit dem Verdienstorden der Bundesrepublik an der Brust.

Doch schon ein Jahr darauf stand der Verein vor Trümmern. Und zwar jenen des Kaiserhofes. Die traditionelle Spielstätte der Kleinstädter am Großen Markt, mit dem größten Sterkrader Saal, in den sich zu jeder Vorstellung 1 200 Leute gezwängt hatten, wurde abgerissen. Nach einem vierjährigen Intermezzo im Evangelischen Gemeindehaus an der Steinbrinkstraße fand die Laiengruppe eine Bühne im Saalbau „Luft“ auf der Königshardt. Ein Wagnis schien es zunächst, weiter in den „hohen Norden“ umzuziehen. Doch die Angst erwies sich als unbegründet. Die Stücke wie „Meine Frau ist gleichberechtigt“ und „Flitterwochen“ waren stets ausverkauft. „... und immer treu zur



Die Texte für das neue Stück „Der keusche Lebemann“ werden einstudiert. –

„Dirigent“ Heinz Muzik.

Stange halten!“ war die Standard-Ermahnung des ehemaligen Vorsitzenden Wilhelm Wienert an das Ensemble. Und auch das Publikum hielt sich offenbar an das Motto von „Onkel Willi“. Heinz Muzik inszenierte Lachschlager auf Lachschlager, an denen auch die älteren Mitglieder Anteil haben konnten. Gingen die Kleinstädter mit ihren Aufführungen doch auch in die Altenheime.





1200 Zuschauer kamen in den 50er Jahren in den alten Kaiserhofsaal, um die Stücke „Die spanische Fliege“ und „Hurra, ein Junge“ von Franz Arnold und Ernst Bach zu sehen.

Seit fast zehn Jahren spielt die Kleinstädter-Bühne wieder im Sterkrader Zentrum, in der Aula des Sophie-Scholl-Gymnasiums. „Maßgeschneidert“, findet Rißel die Halle. „Die Aufmerksamkeit ist größer“ im Publikum. Denn bei „Luft“ war die Gastronomie zwischen den Bän-

ken auf vollen Touren gelaufen. Theater zwischen Wiener Schnitzel, Pils und Zigarettenrauch. 1984 blickte die Theatergruppe auf ihr 35jähriges Bestehen zurück. Die stolze Bilanz: rund hundert Vorstellungen mit über 50 verschiedenen Titeln.

200 Aufführungen

Bewährt und bewundert: Seit mit „Familie Hannemann“ die erste Aufführung im Januar 1985 in der Sophie-Aula vor vollem Haus über die Bühne ging, kamen die Kleinstädter nicht mehr vom Erfolgskurs ab. Schon Wochen vor den Premieren sind die 300 Karten pro Vorstellung ausverkauft. Mit mittlerweile sieben Aufführungen je Inszenierung tragen die Kleinstädter dem wachsenden Zuspruch des Publikums Rechnung. „Wir würden auch mehr spielen. Aber das Risiko ist zu groß“, erwähnt Muzik mit der Erfahrung eines positiven Theater-Verrückten, der auf 200 Aufführungen mit 60 verschiedenen Stücken zurückblickt. Denn mit den 36 Mitgliedern kann nicht jede Rolle doppelt besetzt werden.

Ob vor oder hinter dem Vorhang: Bis hin zu den Kulissen machen die Kleinstädter alles selbst. Außer das Mobiliar. Das stellt schon seit Bestehen der Bühne kostenlos das Möbelhaus Zimmermann. Die Amateur-Schauspieler setzen auch zukünftig auf Kontinuität in der Komik. Der Großteil der gespielten Volksstücke stammt aus den 20er und 30er Jahren. Warum? „Neue Autoren reihen nur einen banalen Witz an den anderen“, urteilt Rißel. Der Charme der Schwänke welkt nicht mit den Jahren, sondern scheint zu reifen. Autoren-Duos wie Oscar Blumental und Gustav Kadelburg, Max Reimann und Otto Schwartz, Hans Bachwitz und Hans Sturm, vor allem aber Franz Arnold



In der Aula des Sophie-Scholl-Gymnasiums wurde 1992 „Stöpsel“ aufgeführt.



Szene aus den Proben für den nächsten Schwank.

und Ernst Bach schrieben Stücke, die auch heute noch einen direkten Draht zum Zwerchfell haben. Sie machten sich lustig über die deutsche Ordnungsliebe, über Bürokraten und Militaristen und über die sexuelle Doppel-Moral. Kein Wunder, daß sie immer noch ankommen.

„Der keusche Lebemann“

Schwänke würden den Anspruch auf die Vaterschaft über die TV-Sitcoms von heute erheben, gäbe es erwähnenswerte aus deutscher Produktion. Denn auch Schwänke ziehen ihre Komik aus der Absurdität der Situation. Aus vorangegangenen kleineren und größeren Ver-

fehlungen. Aus laufenden Verwirrungen und Verwechslungen auf der Bühne. Daraus, daß der Zuschauer mehr weiß als die Figuren. Und daraus, daß er teilhaben darf an der zumeist furiosen Entwirrung der Handlungsstränge zu stets guter Letzt. Es ist eine alte Kunst, der die Kleinstädter „immer treu zur Stange halten“. Auch mit dem neuen Stück, das am 21. Januar 1995 Premiere feiert: „Der keusche Lebemann“.

Der große Verbaljongleur Heinz Erhardt wagte einmal den vielleicht ungebührlichen Vergleich zum vermeintlich großen Schauspiel: *„Man hat Theater, die erfreuen sich fiskalischer Unterstützung – man hat aber auch Theater, die erfreuen das Publikum. Diese sind äußerst selten, meist in privater Hand und haben schwer zu kämpfen, sofern sie nicht wenigstens einer Organisation angeschlossen sind, was aber ausgeschlossen ist, wenn die Stücke, die sie spielen, zu lustig sind. Wie traurig.“*

MIT VOLLDAMPF VORAUSS

*Osterfelder Eisenbahnfreunde
pflegen alte Lokomotiven*

PETER HOFFMANN

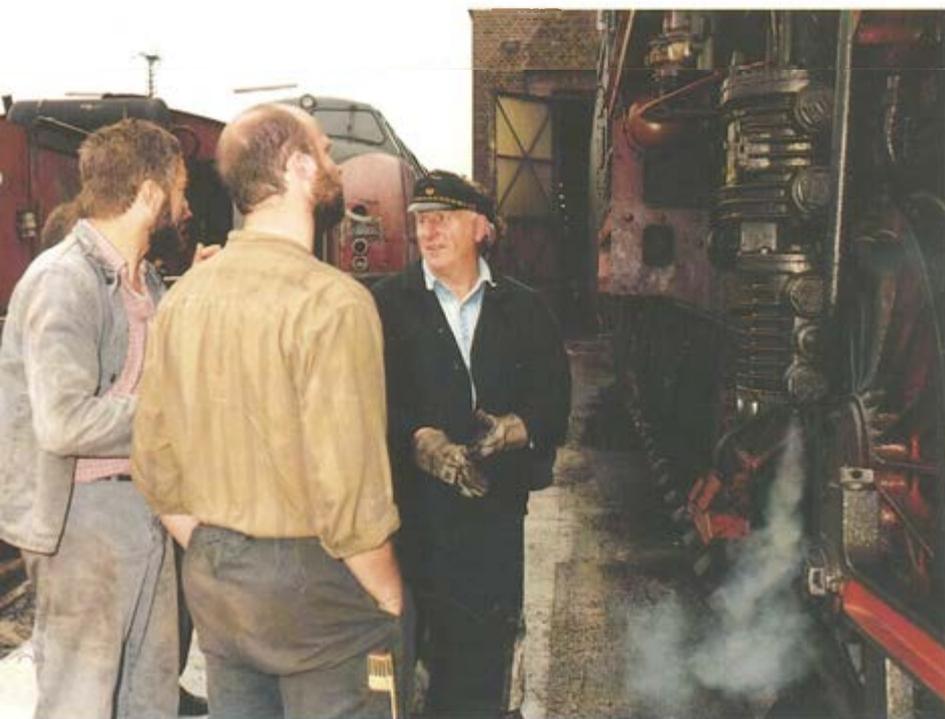
Ob „mit Volldampf“ in die Eifel oder an die Mosel, ob bei einer Tagesreise durchs Ruhrgebiet und Bergische Land, ob Sonder- und Vergnügungsfahrten durch deutsche Länder, die Dampflokomotive 41 241, stammend aus einer Baureihe von Dampflokomotiven aus der Vorkriegszeit, ist fast immer dabei. Eisenbahnliebhaber und die Presse schilderten diese Dampflok bei einer Sonntagsfahrt für Oberhausener Bürgerinnen und Bürger mit dem Verkehrsverein, an der mehr als 400 Personen teilnahmen, enthusiastisch als eine kolossale Konstruktion, die zeige, was die „41 241“ aufweise: „Einen enormen Dampfkessel, mächtige chromblitzende Hubstangen, riesige Treibräder mit einem Durchmesser von 1,6 m.“

Aus der mit Sorgfalt und Liebe gepflegten und instandgehaltenen Lokomotive zischt und dampft es, wohin man auch schaut. Aus den Öffnungen des mit schwerem Heizöl (früher mit Kohle) betriebenen

Schienenfahrzeuges tropft das kochende Wasser auf die Erde und erinnert an frühere Zeiten, als die Reisenden auf Bahnhöfen und unterwegs noch staunend vor einem solchen technischen Meisterwerk standen. Die Dampflok 41 241 hat noch eine Zwillingsschwester, die „41 360“, deren Heimatbahnhof ebenfalls das Bahngelände an der Cheruskerstraße in Osterfeld ist. Beide Lokomotiven und außerdem zwei ältere Dieselloks sind technische Schmuckstücke, die vom Sozialwerk der Deutschen Bahn AG (BSW), genaue Bezeichnung: „BSW-Dampflok-Arbeitsgemeinschaft Oberhausen“, gewartet werden. Die Arbeitsgemeinschaft ist ein Stützpunkt des Verkehrsmuseums Nürnberg (VMN). Die Dieselloks V 160 und V 200 wurden von der BSW-Arbeitsgemeinschaft genau so vor der Verschrottung gerettet wie die Dampfloks 41 241 und 41 360, eine technisch-großartige Leistung, die als bürgerschaftliche Aktivität ihresgleichen sucht.

Die BSW-Arbeitsgemeinschaft Oberhausen, die unter Leitung von Dipl.-Ing. Jörg Sekund steht, umfaßt ca. 50 fachkundige Mitglieder, die zum Teil noch aktiv im Arbeitsprozeß stehen, zum Teil aber auch schon pensioniert sind. Sie sehen in ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit, die jährlich ca. 6000 Arbeitsstunden zählt, nicht nur ein Freizeit-Hobby, sondern eine für die Allgemeinheit wichtige, nützliche, kulturelle und lohnende Arbeit. Der Arbeitsgemeinschaft gehören u. a. aktive und ehemalige Lokomotivführer, frühere Heizer auf Dampflokomotiven, Mitarbeiter von DB-Ausbesserungswerken und Handwerker der unterschiedlichsten Berufe an, die sich selbstlos in den Dienst einer guten Sache stellen. Unter ihnen befinden sich auch Kollegen aus anderen Städten; den weitesten Anfahrtsweg hat ein Lokomotivführer aus Rheine.

Bei den Zusammenkünften der Arbeitsgemeinschaft geht es um die Durchführung von Reparaturen, Wartung und Pflege, um Einsatzpläne und Reisen des „Nostalgie-Express“ mit der Dampflok 41 241 und Traditionszügen, die ebenfalls zum Verkehrsmuseum Nürnberg gehören. Wer sich auf dem Bahngelände der genannten Dampf- und Dieselloks in Osterfeld umsieht, entdeckt im Umfeld nicht nur Lok- und Materialschuppen, sondern auch Wasserfüllanlagen, Ersatzteillager, umfunktionierte Werkstatt und Postwaggons. Einer davon ist ein Postwaggon der ehemaligen Reichsbahn der DDR. Der Besucher lernt Mannschafts- und Besprechungsräume kennen, alles zusammen sind dies Arbeitsplätze der BSW-Dampflok-Arbeitsgemeinschaft. Deren genaue Anschrift lautet: Dampflok-Arbeitsgemeinschaft Oberhausen im Bahn-Sozialwerk Bezirk



Essen, Cheruskerstraße 25, 46117 Oberhausen. Hier können sich Interessenten für Traditionsfahrten mit den Dampflokomotiven 41241 und 41360 melden. Die BSW-Arbeitsgemeinschaft führt Fahrten für Reisebüros und Vereine, für Firmen und Organisationen durch. Sie hat inzwischen eine über Oberhausen hinausgehende überörtliche Bedeutung erlangt und ist für unsere Stadt auch ein Werbefaktor geworden.

Die Zwillingsschwester der „Polarstern“ – den Namen bekam die Lok auf der Norwegenfahrt am 21. Juni 1991 in Narvik – die 41360, die den Fachleuten unter dem Namen „Lady of Bismarck“ bekannt ist, befindet sich derzeit zur Überholung im einzigen Restaurierungswerk für Dampfloks der Deutschen Bahn AG in Meiningen/Thüringen, von wo aus sie im Frühjahr nach Osterfeld zurückkehren wird und mit

Auf dem Bahngelände an der Cheruskerstraße in Osterfeld werden die Dampfzisterne liebevoll gepflegt.

der Dampflok 41241 „Polarstern“ für Nostalgiefahrten bereitsteht.

Eine der beiden hier näher beschriebenen Dampf-Lokomotiven wird am 12. August 1995 zum Groß-Feuerwerk „Rhein in Flammen“ fahren.

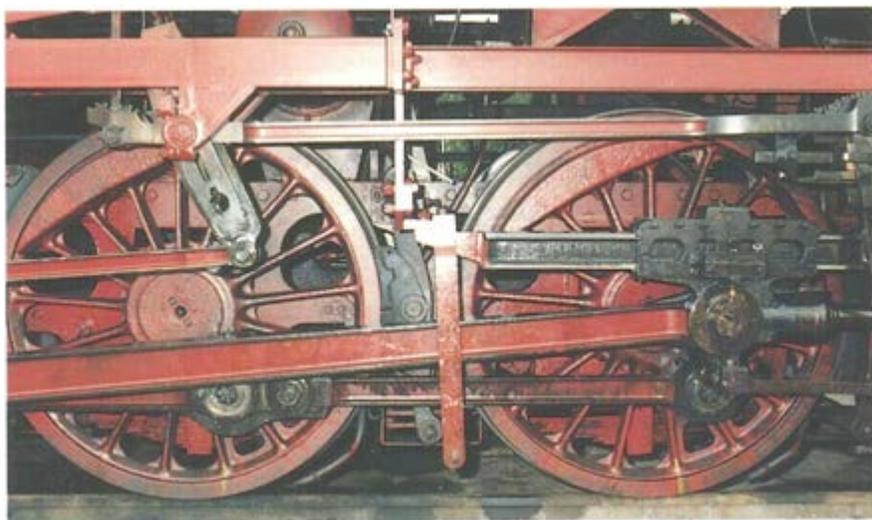
Über die zwei alten Dampflokomotiven und deren Betreuung durch die Dampflok-Arbeitsgemeinschaft Oberhausen hinaus ist erwähnenswert, daß eine Dampflok der Baureihe 50, 1941 bei der Firma Krupp hergestellt, ebenfalls beim Restaurierungswerk der Deutschen Bahn AG in Meiningen grundüberholt worden ist. Diese Lok war bis 1977 im Einsatz und stand seitdem auf einem Abstellgleis. Sie ist Bestandteil der Dauer-

41241 (POLARSTERN)

Hersteller:	Borsig, Henningsdorf
Fabriknummer:	14820
Abnahme:	20. 10. 1939
Umbau auf Öl:	13. 08. 1958
Kessel:	Henschel, Kassel
Fabriknummer:	29664
Leistung:	1975 PSI
Höchstgeschw.:	90 km/h vorwärts 50 km/h rückwärts
Leergewicht:	124,7 t
Gewicht:	161 t
Betriebsvorräte:	34 cbm Wasser 12 cbm Öl
LüP:	23 905 mm
Gesamtachsstand:	20 175 mm
Treibradurchm.:	1 600 mm
Kolbenhub:	720 mm
Zylinderdurchm.:	520 mm
Kesseldruck:	16 bar
Leistung:	1975 PSI

41360 (LADY OF BISMARCK)

Hersteller:	Jung, Jungenthal
Fabriknummer:	9318
Kessel:	Henschel, Kassel
Fabriknummer:	29658
Tender:	Lokfabr. Chranzow/C
Fabriknummer:	861
Baujahr:	1940
Tag der Lieferung:	18. 07. 1940
Tag der Abnahme:	20. 07. 1940
Umrüstung auf Öl:	29. 07. 1958
Leistung:	1975 PSI
Höchstgeschw.:	90 km/h vorwärts 50 km/h rückwärts
Betriebsvorräte:	34 cbm Wasser 12 cbm Schweröl (Bunkeröl Klasse C)
Gewicht:	161 t (2/3 Vorräte)
LüP:	23 905 mm
Treibrad Durchm.:	1 600 mm
Zylinder Durchm.:	520 mm
Kolbenhub:	720 mm
Achsendruck:	20/18 t (verstellbar)
Kesseldruck:	16 bar



*Die „41241 Polarstern“;
links der Leiter der Arbeits-
gemeinschaft, Dipl.-Ing.
Jörg Sekund.*

ausstellung des Rheinischen Industriemuseums Altenberg in Oberhausen und wird dort Zeugnis geben vom deutschen Lokomotivbau der Vergangenheit und gleichzeitig einen Beitrag leisten zur Geschichte der Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets.

Damit befinden sich drei wertvolle historische Dampflokomotiven in unserer Stadt, zwei auf Gleisen, eine im Museum. Eine technische Bereicherung allemal.

ANSICHTS- SACHEN

„Auch die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auf den Teufel sich erstreckt.“ Von Mephistopheles in Goethes „Faust“ soll hier fortan allerdings nicht mehr die Rede sein, wenngleich von Altvorderen kulturelle Neuerungen oder Spinnereien oft als Teufelswerk abgetan werden. Das selbige eigenartig sein, ist doch meist noch die geringste Versteufelung. Obwohl man „eigenartig“ ja auch als „eigen“ und zugleich „artig“ verstehen könnte. Das allerdings meint die Stadtsparkasse Oberhausen mit einer „eigenartigen“ Aktion gewiß nicht. In Zusammenarbeit mit dem Music Circus Ruhr setzt dieses „Mehr als ein Kreditinstitut“ seit einiger Zeit gewissermaßen alles „auf eine Karte“. Da wird nicht mit verdeckten, sondern mit gänzlich offenen Karten gespielt. „EigenArt“ heißt die Aktion. Schau'n wir ihr mal in die Karten.

Eigentlich ist die „Ihr“ ein „Es“, ein Medium. In Zeiten rasch wechselnder Bilder und Informationen heißt

alles, was gedruckt, gesprochen oder visuell transportiert wird, „Medium“. Diese Informationen sind oft vergänglich, ein flüchtiges Überfliegen der Zeilen, ein nur vorübergehend entliehenes Ohr, Fernsehbilder im steten Wandel. Mit „EigenArt“, als Idee in Paris geboren und in einigen Großstädten bereits unter anderen Voraussetzungen in Szene gesetzt, setzt die Stadtsparkasse der flüchtigen Wahrnehmung haftende Bilder und Texte entgegen, Ansichtssachen gewissermaßen rund um das „schräge O.“. Zunächst waren es Karikaturen Oberhausener Motive durch den hiesigen Künstler Ulf Keyenburg.

Er öffnete gewissermaßen das Oberhausener Ansichtskartenhaus mit skurrilen Blickwinkeln auf Motive unserer Stadt, auf markante Gebäude ebenso wie auf alltägliche Szenenbilder. Und das mit einer stets leicht schrägen Perspektive, „schräg“, das steht heute für weltstädtische „scene“ wie London oder Amsterdam. So wächst das Po-

lizeigebäude am Friedensplatz mit swingenden Uniformierten, auf die ein genervter Kollege einen Blumentopf herabstürzen lassen will, einer entenförmigen grünen Minna und einem geschnappten „S“-Geldräuber zu einer lebendigen Szenerie. Polizeipräsident Karl Bernhard Schusky, humorvoll und unkonventionell seine Behörde auf ein „Mehr als ein Polizeipräsidium“ zu steuernd, war von der Ansicht seiner Residenz so begeistert, daß er zu Werbezwecken gleich um Postkarten bat.

Keyenburgs Comics führen aber vorbei auch am Theater, an der mediterran pulsierenden Straßencafé-Kulisse der „Elsässer“, am Brunnen auf dem Friedensplatz. Den Werbezweck pro domo verfolgt die Stadtsparkasse dezent, kaum merklich schleicht sich ein rotes „S“ in die Motive. Mal schwebt es auf einem Zeppelin über den Dingen, mal ist es optische Nebensache auf einem Flugblatt am Wegesrand, mal lugt es, leicht verdeckt, von einer Litfähsäule um die Ecke, mal ziert es einen Abfallkorb, das Bauschild der Neuen Mitte oder den Bus am Bahnhofsvorplatz, mal die Beute des geschnappten Panzerknackers. Eigene Entwürfe prägen Keyenburgs Mini-Serie „das Leben in blau“.

Gleichwohl verharrt EigenArt nicht in der Zielgruppe der „scene“. Viele bekannte Bilder des Oberhausener Künstlers Wahed Khakdan finden sich in dem sogenannten „Card Dispenser“, dem „Postkartenständer“. Der gebürtige Iraner entdeckt ja immer wieder das sympathische Chaos in der ganz intimen Privatsphäre, sei es das aufgewühlte Bett, das Sammelsurium häuslicher Requisiten im Regal oder das rote Holzpferd, reitend auf dem Durcheinander des vergessenen Erbes.



Zur kostenlosen Mitnahme liegen die Karten aus, wo Menschen sich treffen, in Cafés und Bars, Kneipen, Hotels und Restaurants, im Theater. Da entpuppen sie sich dann auch als Wegweiser durch das alte Oberhausen. Aus der Sammlung Arntz gibt es eine idyllische Ansicht des Gasometers, einen nostalgischen Blick auf rauchende Schloten der Gutehoffnungshütte, einen stillen Rundgang durch den Kaisergarten mit der alten Schloß Fassade und dem längst verschwundenen großen Kaisergarten-Restaurant zu Beginn dieses Jahrhunderts, auch eine verträumte Kahnpartie auf dem Teich am Wasserturm anno 1913. Ein wunderschöner historischer Exkurs nicht nur für den Gast in unserer Stadt, auch für die Menschen

hier ein kunstvoller Lehrpfad durch die Heimatgeschichte.

Zum Verweil im Kartenhaus lädt auch Lyrisches, Philosophisches. In „Also sprach Zarathustra“ verkündet der umstrittene und mißtrauische Denker Friedrich Nietzsche seine Philosophie von der „Umwertung der Werte“, offenbart er aus der „Unschuld des Werdens“ und dem aus ihr geborenen „Immoralismus“ des „Willens zur Macht“ den letzten Grund, der Menschen und Welt verbinde: „Ich sage Euch: Man muß noch ein Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können.“ Und der Replikant Nexus 6 aus dem „Bladerunner“ sinniert Übersinnliches: „Ich habe Dinge gesehen, die Ihr Menschen niemals glauben würdet: gigantische Schiffe, die brannten vor der Schulter des Orion, und ich habe Seabeams gesehen, glitzernd nahe dem Tannhäuser Tor. All diese Momente werden verloren sein, wie Tränen im Regen.“

„Wer, wenn nicht wir? Wo wenn nicht hier? Wann, wenn nicht jetzt?“ Der Postkartenständer der Stadtparkasse Oberhausen gibt die Antwort immer wieder aus sich selbst. Er kündigt von Veranstaltungen und Treffpunkten in unserer Stadt, er informiert über Programme des MCR etwa und des Theaters, über Hits der Kinolandschaft, gibt Tips aus der Gastro-Szene. Ein monatliches Aktionsfach hält der Ständer geöffnet, Karten weisen auf die Aktionen hin, häufig locken dabei auch interessante Gewinne. EigenArt will eine vollständige Programmübersicht bieten, sagen die Macher der Oberhausener Stadtparkasse. EigenArt ist mehr, ist Programm, ist ein bestes Stück Oberhausener Stadtwerbung, der klassischen Öffentlichkeitsarbeit weit voraus, ist eine kongeniale

Verschmelzung vor allem von Kunst und Kommerz, prall die eine, wohl dosiert, ja behutsam eingewebt und da natürlich umso langlebiger, der andere.

Und ganz im Sinne eines lang anhaltenden Werbeeffektes versandet EigenArt nicht in der geballten Papierflut von Massensendungen. Die Auflage der Motive des Postkartenständers, der ständig um neue kleine Kunstwerke erweitert wird, sind limitiert, der „Card-Despenser“ mit rund 100 000 Ansichtskarten ist eine wahre Fundgrube für Sammelleidenschaften. Und sollten, was zu bezweifeln wäre, am Jahresende noch Restbestände vorhanden sein, werden diese als Postkartenedition herausgebracht und vermarktet. Die Lithografien selbst sind als „Posterbooks“ verwendbar, mit Sicherheit wie geschaffen für außergewöhnliche „S“-Gastgeschenke.

Und wer dann mal im Lieblingsrestaurant bei Pasta oder Pesce sitzt, kann sich zwischen Antipasta und Primi Piatti an einer kulinarischen Kurzgeschichte, sozusagen auch einem kleinen abgeschlossenen Liebesroman, ergötzen: „Als wir beim Italiener saßen, entdeckte Sabine völlig überraschend eine kleine Mücke am Rand ihres Salattellers. Die Flügel waren vom Dressing aufgeweicht, offensichtlich lebte sie nicht mehr. Aufgebracht rief Sabine nach dem Ober und sagte ihm mit einem gespielten Zittern in der Stimme: „Entfernen Sie bitte sofort dieses gräßliche Untier.“ Der Ober zögerte nicht lange, packte mich bei meinem Ärmel und setzte mich vor die Tür.“ Eigenartig, EigenArt erzählt ganz eigenartig alltägliche Geschichten, ist wahrlich „Mehr als ein Kreditinstitut“. Vielleicht doch noch ein kurzer Ausflug zu Mephistopheles: EigenArt ist teuflisch gut.

BLICK ZURÜCK AUF 1994

HELMUT KAWOHL

Das Superwahljahr 1994 mit Europa-, Kommunal- und Bundestagswahl bestimmte naturgemäß auch in Oberhausen ganz wesentlich das politische Geschehen. Die akute Finanznot zu beseitigen, wird eine Hauptaufgabe für den neuen Rat um Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond sein und erfordert eine Neuorganisation der Stadtverwaltung.

Viele Ereignisse und Aktivitäten brachten die Revierstadt aber 1994 weiter positiv ins Gespräch. Zu nennen sind da zuerst die Ausstellung „Feuer und Flamme“ im Gasometer und die Grundsteinlegung für das CentrO.-Projekt in Anwesenheit von Ministerpräsident Johannes Rau. Die vielen Baustellen in der Stadt, ob für den Bau der Straßenbahn von Mülheim nach Sterkrade oder für die Neugestaltung der Fußgängerzone Marktstraße, sind sichtbarer Beweis, daß sich hier ein ganz spannender, lebendiger Strukturwandel vollzieht. Die bundesdeutsche Medienlandschaft hat dies aufmerksam registriert.

Erinnern wir uns, was sich 1994 in Oberhausen ereignete.



Der Franzose Jean Rustin stellt im Schloß Oberhausen aus

DEZEMBER '93/JANUAR

Im Hoechst-Werk Ruhrchemie geht Pilotanlage zur Verwertung gebrauchter Industrieverpackungen in Betrieb · CDU-Politiker Hans Wagner in Klosterhardt beerdigt · Rat stimmt Überdachung der Marktstraße zu · Schwimmer der SG Oberhausen verpassen knapp Aufstieg in die 2. Bundesliga · Hotel Ruhrland am Hauptbahnhof schließt für immer · Gericht lehnt Baustopp ab: Grünes Licht für die Neue Mitte · Traditionsreicher Box-Club Ringfrei 1921 vor der Auflösung · Handball-Verbandsligist HC RWO unterliegt Weltmeister Rußland 26:35 · Bezirksregierung bewilligt 8,5 Mio. DM für Umbau und Erweiterung des St. Josefs-Hospitals Sterkrade · 70 m hoher Förderturm der Zeche Osterfeld gesprengt · Landschaftsverband Rheinland kauft Hauptlagerhaus an der Essener Straße · Rathaus erhält für 3,6 Mio. DM moderne Telefonanlage · Feuerwehr arbeitet beim Krankentransport mit Malteser-Hilfsdienst zusammen · Neue Turnhalle für die Stötznerschule · Galerie zeigt erstmals in Deutschland Werk des französischen Bildhauers Jean Rustin ·



Metaller geben für ihre Arbeitsplätze auf die Straße

FEBRUAR

Firma Babcock beginnt mit Umbau des Gasometers als Ausstellungshalle und Aussichtsturm · Koalition Bunte Liste / Grüne geplatzt · Friedensdorf engagiert sich in Angola · Koehne-Verwaltungsgebäude an der Essener Straße eröffnet · Stadtrat stimmt in Sondersitzung für die Wiedereinführung der Straßenbahn · Fußball-Verbandsligist RWO beurlaubt die Spieler Schlipper und Krella · Rolandhalde wird Stadtpark · „Frieda“ startet Frauenförderprojekt an der Ottlienstraße · Oberstadtdirektor Drescher legt Organisationsmodell zur Neustrukturierung der Verwaltung vor · Grünes Licht für Umgestaltung der Sterkrader Innenstadt zu einer Fußgängerzone · Neue Ludwigshütte beantragt Konkurs · Metaller legen erneut Arbeit nieder · Babcock kündigt an: 488 Stellen sollen in Oberhausen und Friedrichsfeld abgebaut werden · Arbeitsgemeinschaft Oberhausener Baufirmen mit einem Auftragsvolumen von 150 Mio. DM an Rohbauarbeiten für das Projekt CentrO. beteiligt · Babcock baut weiteres Kohlekraftwerk in China ·



*Stadtwerke präsentieren
neues Informationssystem*

MÄRZ

Kein Hotelneubau am Kaisergarten · Nach Unfall auf der A 3 bei Holten: Schweine stürmen die Autobahn · Vera Haupt neue Leiterin der Zentralbibliothek · Dietrich „Dietz“ Rosenbleck und Friedel Smit legen Betriebsratsrunder bei Babcock nieder · Hochhausbrand in City-West: Feuerwehr rettet 13 Menschen · Neues Computer-Informationssystem für StOAG Fahrgäste im Test · Ehrenring der Stadt für Kunstmäzen Prof. Dr. Ludwig · Oberhausener Strecke des Emscher-Park-Wanderweges freigegeben · Irische „Kelly Family“ begeistert die Massen auf dem Kleinen Markt in Sterkrade · Stefan Wänzel und Sandra Bähr vom TC Royal Oberhausen Deutsche Meister der A-Standard-Klasse · Neue 110-KV-Freiluft-Umspannanlage am Fuß der Knappenhaldesoll Neue Mitte mit Strom versorgen · Ilka Gißelmann Vizemeisterin bei der Judo-DM in der Klasse bis 72 kg · Babcock-Tochter fertigt Getriebe für U-Bahn Berlin · Kolpinghaus an der Paul-Reusch-Straße wird abgerissen und neu gebaut · Vermarktung für neuen Gewerbepark „Am Kaisergarten“ beginnt ·



*Das Freizeitbad Sterkrade
ist wieder geöffnet*

APRIL

20-Zentner-Fliegerbombe am Oberhausener Autobahnkreuz entschärft · Spaziergänger findet Leiche im Rhein-Herne-Kanal · Undichtes Rohrsystem legt Synthesegas-Anlage der Ruhrchemie lahm · Haus voller Müll an der Otto-Weddingen-Straße abgebrannt · CDU-Landtagsabgeordnete und Kommunalpolitikerin Hildegard Matthäus vollendet 60. Lebensjahr · Zirkus Althoff gastiert an der von-Trotha-Straße · Bernd Häßler löst Wilfried Piaskowy nach 27 Jahren an der Spitze der Sportjugend Oberhausens ab · Freizeitbad Sterkrade nach zweijähriger Umbauzeit eröffnet · Zu 40. Internationalen Kurzfilmtagen haben sich 750 Gäste aus 42 Ländern angemeldet – NRW-Ministerpräsident Johannes Rau kommt zur Eröffnung · Diakonieverband baut an der Schlägelstraße neues Haus für alleinerziehende Mütter mit Kindern · 25. Filmothek der Jugend im Heinrich-Heine-Gymnasium · Krankenkassen und Pharmaunternehmen veranstalten „Herztag“ im Revierpark Vonderort · 45jähriger Häftling erhängt sich in der Justizvollzugsanstalt ·



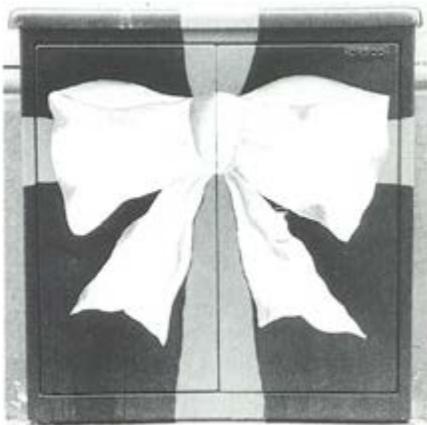
*Klein, aber oho: Artistin des
chinesischen Staatszirkus*

MAI

Seilscheibe an der Concordia-/Bebelstraße soll an Zeit des Steinkohlebergbaus erinnern · Ehemalige ukrainische Zwangsarbeiter aus Saporooshje besuchen Oberhausen · Neuorganisation der Polizei verspricht mehr Bürgernähe · Oberverwaltungsgericht Münster weist Klagen Bottroper Kaufleute gegen Neue Mitte zurück · Straßenbahnehe zwischen Mülheim und Oberhausen perfekt · Wiedereinführung kostet 250 Mio. DM · PSV steigt in 2. Tischtennis-Bundesliga auf · Rheinisches Industriemuseum soll Denkmal St. Antony-Hütte übernehmen · Chinesischer Staatszirkus begeistert mit ungewöhnlicher Akrobatik · Bertha-von-Suttner-Ausstellung in der Gedenkhalle · Wer spielt in der Saison 94/95 in der Fußball-Regionalliga: RWO oder der Bonner SC? · 4000 Philippinos aus ganz Europa feiern in Oberhausen das traditionelle Euro-Santa-Cruzan-Fest · NRW-Minister Muntefering eröffnet Frauenförderprojekt „Frieda“ · Wechsel in der Leitung des Revierparks Vonderort: Herbert Wesely übernimmt den Chefsessel von Edgar Hüttemann ·



Der Super-Sommer beschert ungetrübtes Badevergnügen



Aus Kabelkästen der EVO werden bunte Bilder



Neue Glocken für das Stadtmittelaus in Sterkrade

JUNI

Babcock baut zwei neue Kessel für die Müllverbrennungsanlage · Sonne lacht nur zum Kirmesstart · Neuer 40 Tonnen-Kran für die Feuerwehr · 100 Jahre Metallbau-Unternehmen Kassen · Schüler bemalen graue Kabelkästen der EVO · In Oberhausen keine Überraschungen bei der Europawahl · NRW-Verkehrsminister Kniola beginnt beim 1. Bahnhofsfest mit dem Tunneldurchstich · Spruchkammer entscheidet · RWO bleibt weiter Oberligist · Zoff bei der Ratsfraktion der Bunten Liste: Grüne gehen eigene Wege · Adler Osterfeld steigt in die Fußball-Vereinsliga auf · Turnclub Sterkrade 69, Oberhausens größter Sportverein, besteht 125 Jahre · Ehemaliger Thyssen-Starterhof wird zum Music Centrum Oberhausen umgebaut · MAN baut in Peine neues Elektrostahlwerk · Neue Skateboard-Anlage am Revierpark Vonderort eingeweiht · Baumeister-Mühle in Buschhausen wird restauriert · Modell für TZU-Erweiterung vorgestellt · Freibäder melden Rekordbesuch · Bewohner der Alteneinrichtung „Bischof-Ketteler-Haus“ an Salmonellen erkrankt ·

JULI

WAZ-Wochenkurler August Richter stirbt im Alter von 90 Jahren · Feuer in Pizzeria selbst gelegt: 30jähriger Libanese kommt ums Leben · Dreijähriges Mädchen stirbt bei Wohnungsbrand an der Edmundstraße · Warner Brothers werden Multi-Screen-Kino im CentrO betreiben · Solarmobil-Tour durchs Ruhrgebiet macht auch in Oberhausen Station · PSV-Schwimmer Michael Müntjes holt drei Goldmedaillen bei der 5. Weltmeisterschaft der Senioren in Montreal · Stadtwerke bestellen sechs Straßenbahnen · Freibäder im Sommer-Hoch · Schlange „Anton“ hält Behörden in Trab · Ausstellung „Feuer und Flamme – 200 Jahre Ruhrgebiet“ im Gasometer eröffnet · „Ogden Entertainment Services“ will Mehrzweckhalle in der Neuen Mitte betreiben · Hitze verdirbt Start in den Sommer-schlußverkauf · Stadtsportbund-Vorsitzender Willi Rüdell wird „70“ · Bei Neugestaltung des Altmarktes: Pavillon „ja“ oder „nein“ · 20 Jahre Städtepartnerschaft Oberhausen – Middlesbrough · Geschäftsleute der Innenstadt suchen Ideen für ein besseres Marketing ·

AUGUST

Kaufhaus „Sinn“ investiert 100 Mio. DM in neue Niederlassung im CentrO · Eduard Kleinöder für 80 Jahre aktive Mitgliedschaft im DRK ausgezeichnet · 1. Spatenstich zum Bau der Straßenbahn in Höhe des Arbeitsamtes · Alte Dampflok für das Rheinische Industriemuseum zur Ausbesserung nach Thüringen transportiert · Revier-Rocker Stefan Stoppok beim 3. „Allee hopp“-Fest auf der Essener Straße · 25 neue Glocken für das Sterkrader Stadtmittelaus · Babcock-Gruppe will 1000 bis 1500 Stellen streichen · 20 Jahre Revierpark Vonderort · Schulfilm über Strukturwandel im Ruhrgebiet in Oberhausen gedreht · 1000 Unterschriften gegen geplante Bebauung in Königshardt-Mitte · Junge Architekten schlagen Krematorium als künftige Nutzung für Schacht IV der Zeche Osterfeld vor · Feuerwehr Oberhausen feiert mit großem Fest ihr 125jähriges Bestehen · Neuer DGB-Kreis: Essen, Oberhausen und Mülheim · EVO weiht an der Danziger Straße neues Kundenzentrum ein · Turnweltmeister bei großer Sportgala im Rahmen des Osterfelder Stadtfestes ·



*Entenhausen in Oberhausen:
Donald Duck in der Galerie*

SEPTEMBER

Sieben Verletzte bei Verpuffung im Thyssen-Elektrostahlwerk · Riesenkräne ziehen auf die CentrO-Baustelle · Rheinisches Industriemuseum soll St. Antony-Hütte der MAN GHH übernehmen · Ausbau der Osterfelder Straße auf vier Fahrspuren beginnt · Friedensdorf holt 46 verletzte angolische Kinder sowie 33 schwerverletzte Kinder aus der ehemaligen Sowjetunion zur Behandlung nach Deutschland · Schacht IV in Osterfeld ist schönster Förderturm des Reviers · Theater führt im Gasometer Shakespeares „Sturm“ auf · Fachleute schließen Gesundheitsgefahr im Gasometer aus · Entenhausen in Oberhausen: Galerie zeigt Ausstellung „Donald – Die Ente ist Mensch geworden“ · Tennis-Team des OTHC schafft mit Karsten Braasch in Waiblingen den Aufstieg in die Bundesliga · NRW-Ministerpräsident Johannes Rau kommt zur Grundsteinlegung für das CentrO-Einkaufszentrum und besucht zuvor den Gasometer · Vier Platzierungsspiele der 1. Handball-Europameisterschaft der Frauen in der Willy-Jürissen-Halle glänzend organisiert ·



*OB Friedhelm van den Mond mit
den beiden neuen Bürgermeistern*

OKTOBER

Für 45 Mio. DM entsteht neben der Luise-Albertz-Halle neues Hotel mit 200 Betten · Gasometer „bei Nacht“: 4000 folgten Einladung der Jusos · Grundsteinlegung für „Handwerkszentrum Ruhr“ im Gewerbegebiet Lipperfeld · Babcock-Neubau an der Duisburger Straße für 30 Mio. DM fertiggestellt · NRW-Wirtschaftsminister Günther Einert beim Spatenstich für das neue Film- und Fernsehproduktionszentrum High Definition Oberhausen · 100 Jahre: Sophie-Scholl-Gymnasium, Hauptschule Eisenheim und Radsportabteilung der SG Osterfeld · Kommunalwahl in Oberhausen: F.D.P. muß Rat verlassen, Grüne beerben Bunte Liste, SPD und CDU nahezu unverändert · Bundestagswahl: Dieter Schanz (SPD) und Heinz Lanfermann (FDP) für die Stadt im neuen Bundestag · Norbert Kassen neuer Chef des Amtsgerichtes · Land veranstaltet Wissenschaftskongreß in der Luise-Albertz-Halle · 1. Sitzung des neuen Rates: Friedhelm van den Mond bleibt Oberbürgermeister, Wolfgang Grothaus und Heinz Söller sind die neuen Bürgermeister ·



*Das Recycling-Zentrum
geht in Betrieb*

NOVEMBER

Volkshochschule Oberhausen feiert 75jähriges Bestehen mit kultureller Nacht im Bert-Brecht-Haus · Brand im Gasometer verursacht nur geringe Schäden · Sozialamtsleiter in seinem Dienstzimmer zusammengeschlagen · Postbedienstete inszeniert Überfall auf Geldbully · NRW-Kommunen vor Finanzmisere · Stadt strebt neue Rolle als Oberzentrum im Revier an · Theater am Ebertplatz auch in Luxemburg gefragt · Osterfeld feiert 100jähriges Bestehen seines Rathauses · Polizei startet Offensive gegen Einbrecher · Recycling-Zentrum Oberhausen nimmt Betrieb auf · 2. Oberhausener Verbrauchermesse für Handwerk, Industrie und Gewerbe im Lipperfeld · Spatenstich für Neubau der Feuerwache Sterkrade an der Dorstener Straße · Ratsherr Josef Loege zum neuen Stadtprinzen für die Session 1994/95 gekürt · Adolf-Feld-Schule wird Hauptschauplatz von Dreharbeiten für ARD-Fernsehspiel · 13. Weihnachtsmarkt auf dem Friedensplatz eröffnet · Friedensdorf ruft zur Hilfsaktion für Georgien auf ·

QUELLE FÜR TALENTE

*50 Jahre
Stadtsportbund Oberhausen*

ASTRID KNÜMANN

„No sports“ – Geht es um Sportliches, kommt man an Churchills Maxime kaum vorbei. Wie alle Welt weiß, war dem englischen Staatsmann sportlicher Ehrgeiz völlig fremd. Ganz anders sehen das einige tausend Oberhausenerinnen und Oberhausener, die im Stadtsportbund der Stadt organisiert sind und von Churchills Wahlanspruch soviel halten wie dieser von „sports“. Sie alle haben im Jahr 1995 Grund zu feiern, denn der Stadtsportbund wird im September 50 Jahre jung. Unterstützt von den aktiven Hobby- und Leistungssportlern, von Funktionären und Helfern hat es der Stadtsportbund geschafft, ein halbes Jahrhundert alt zu werden – ganz leicht war das sicher nicht immer. Und daß er noch ganz schön fit für sein Alter ist, beweist das stetig erweiterte Angebot an Sportarten, die in den Bund aufgenommen wurden. Auch für die Zukunft hat der SSB noch einige Pläne.

Doch darf man bei aller Freude über gute Leistungen und zahlreiche engagierte Mitarbeiter nicht übersehen, daß der Stadtsportbund, der sich in den besten Jahren befindet, auch ein wenig in die „midlife-crisis“ geraten ist. Bernd Knapf vom Stadtsportamt: „Der Übergang von den Junioren zu den Senioren ist im Augenblick wohl eines der größten Probleme.“ In vielen Vereinen – die Teilnehmer- und Siegerlisten lassen es erkennen – gibt es einen Bruch zwischen den Altersklassen. In den Schulen und den Jugendklassen der Sportvereine wird gute Aufbauarbeit geleistet, die ihren Lohn in zahlreichen Medaillen, Titeln und Plazierungen findet. Dann aber „hakt“ es. In den nächsten 50 Jahren, so hoffen Verantwortliche, schaffen es Sportler, Trainer und Offizielle Eifersüchteleien abzubauen und Hand in Hand zu arbeiten, um den Generationswechsel ohne den derzeitigen Leistungseinbruch zu bewältigen.

Doch was wäre ein Geburtstag ohne Wunschliste: Hätten die Verantwortlichen zum 50jährigen Bestehen einen solchen Wunsch frei, so stünde der Bau der Haupttribüne am traditionsreichen „Paradepferd“ der Oberhausener Arenen, dem Stadion Niederrhein, ganz oben auf der Liste der Sportgewaltigen dieser Stadt. Mit Kapazitäten bis zu 23 000 Zuschauern wäre die Arena an der Lindnerstraße dann ideal auch für internationale Veranstaltungen. Noch in weiter Ferne, aber dennoch herbeigesehnt, ist der Ausbau auf acht Laufbahnen im Stadion Niederrhein.

Scheint der Ausbau des Niederrhein-Stadions zur internationalen Sportarena auch noch Zukunftsvision zu sein, so haben die Sport-Verwalter dieser Stadt dennoch einen Wunsch zum Geburtstag, der mit gar nicht so hohem finanziellen Aufwand sogar machbar wäre: Vor allem in Alt-Oberhausen fehlt es an Freiplätzen, auf denen die Kids in ihrer Freizeit trainieren können. Street-Basketball ist hier ein gutes Beispiel, zumal diese Sportart auch in Oberhausen „im Kommen“ ist. Nicht selten aber sind es Anwohnerbeschwerden, die die Einrichtung eines solchen „Bolzplatzes“ verhindern. Hürden könnten genommen werden, wenn sie sich einmal daran erinnern, daß sie selbst mal jung waren. Dabei werden doch gerade in der Freizeit erste sportliche Ambitionen und Talente geweckt, die dann vielleicht in einem gezielten Training in Vereinen weiterentwickelt werden könnten.

Die Tradition des Stadtsportbundes war von Anfang an eng mit der Förderung des Breitensports verbunden – ein Schwerpunkt, den die Verantwortlichen auch künftig nicht aus den Augen verlieren wer-



den. Das betonte auch der Vorsitzende des Stadtsportbundes, Willi Rüdell, dessen Name seit vielen Jahren eng mit den Geschicken des Oberhausener Sports verbunden ist: „Zur Zeit macht der Breitensport immerhin 95 Prozent des Angebotes aus.“

Daß dabei aber der Leistungssport nicht zu kurz kommt, versteht sich von selbst. Oberhausen hat auch

Lang, lang ist's her: Prominenten-Fußballspiel in der heutigen Willy-fürissen-Halle.



„Bewegung hält uns fit“, unter diesem Motto steht alljährlich eine Breitensportveranstaltung des SSB. Im Programm 1994: Kunst- radfahren, Jazzdance und Tai- Chi- Chuan, eine chinesische Form der Heilgymnastik.



ohne eine Sportarena von großem internationalen Rang für Sportbegeisterte einiges zu bieten: Höhepunkte wie die Europameisterschaft im Damenhandball ziehen nicht nur Aktive, sondern auch allerhand Besucher in ihren Bann. Oberhausen kann sich mit seinen sportlichen Leistungsträgern im Jahr des 50jährigen Bestehens durchaus sehen lassen, wenn auch nicht in allen Sportarten. Ganz weit vorn liegen die Tennisspieler/-innen des OTHC, von denen man ebenso gute Leistungen erwarten kann wie von den Tischtennis-Cracks des PSV Oberhausen, den Basketball-Damen der COBG und den Kunstturnern der KTT.

Ein Blick zurück in die Analen des Geburtstagskindes sei an dieser Stelle erlaubt: Schneller als gedacht wuchs der Stadtsportbund aus seinen Kinderschuhen heraus. Vielleicht war ja der Name der Gaststätte, in der der Bund am 23. September 1945 ins Leben gerufen wurde, ein gutes Omen – „Zur guten Quelle“. Die Vereine, die dem Sportbund angehörten, entpuppten sich schnell als Quellen für allerhand sportliche Talente, nicht nur im Leistungssport.

Die Satzung des Stadtsportbundes trat am 25. August 1946 in Kraft. Sie legte beispielsweise fest, daß der Aufbau der Turn- und Sportbewegung im Sinne der Demokratie unter politischer und konfessioneller Neutralität zu erfolgen habe. Im Gründungsjahr bestimmte die englische Besatzungskommandantur die Geschicke – auch die der Sportler. Nur mit ihrem O.K. konnte der Sportbund damals seine Arbeit aufnehmen. Dabei setzten sich Funktionäre und Aktive in Oberhausen ein vorrangiges Ziel: „Die Rückführung des zwölf Jahre lang zu Propagandazwecken mißbrauch-



„Motor“ des Stadtsportbundes: Willi Rüdell.

ten Sports zu einer freien Betätigung.“

Der Sport – so die Leitschnur des Sportbundes – sollte wieder Gesundheitsförderung und Freude an der eigenen Leistungsfähigkeit sowie Spaß am fairen Wettkampf bedeuten. Es gelang bei Zeiten, das Stadion Niederrhein als erste Großanlage im Revier zu einer funktionstüchtigen Sportarena herzurichten.

Doch nicht nur die äußeren Bedingungen mußten geschaffen oder verbessert werden. In den ersten Jahren des Bestehens galt es, im lokalen Bereich Reibereien und Rivalitäten auszuschalten – auch für die heute Verantwortlichen eine wichtige Aufgabe.

Bei allem Aufwand für Organisation und den Aufbau gab es in Oberhausen schon in der Anfangsphase einige Highlights. So fand 1950 der erste Schwimmländerkampf nach dem Krieg statt; die Kontrahenten kamen aus England. Im gleichen Jahr gab es das Endspiel um die Deutsche Handballmeisterschaft.

Allmählich aber verlor Oberhausen seine Vorreiterposition in Sachen Sport, andere Städte holten auf. Das Stadion Niederrhein kam in die Jahre und ist nicht mehr Schauplatz internationaler Wettkämpfe, oder noch nicht wieder?

Zählte der Sportbund im Gründungsjahr 9000 Mitglieder (3000 Aktive, 2800 Passive, 1800 Jugendliche, 1400 Schüler/-innen), so waren es im Jahr des 25jährigen Bestehens bereits 29000 Mitglieder. Derzeit sind im Stadtsportbund 220 Vereine und rund 48000 Mitglieder vertreten. Immer mehr Sportarten fanden den Weg in den Bund, Oberhausener Sportler kämpften sich immer wieder in die Bundesligen vor – viele erinnern sich sicher noch an die Zeiten, als Rot-Weiß Oberhausen erstklassig kickte. . . Im Augenblick sind Oberhausener Aktive eher in Sportarten erfolgreich, die, wie beispielsweise Judo, ein wenig abseits vom großen Publikumsinteresse ihr Dasein „fristen“.

Immerhin aber finden sich in Oberhausen sieben Landesleistungsstützpunkte – für die Bereiche Kanu, Kanu/Wildwasser, Turnen, Judoka (Damen), Tischtennis, Leichtathletik und Basketball.

Eines hat die 50 Jahre seit der Gründung des Stadtsportbundes unbeschadet überstanden: Ohne die vielen ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer in den Vereinen ginge nichts, weder im Breiten- noch im Leistungssport.

Ob Neubeginn der Verwaltung vor 50 Jahren, glänzendes Comeback des Gasometers am Rhein-Herne-Kanal oder erfolgreicher Fortgang des Projektes Neue Mitte – das Jahrbuch „Oberhausen '95“, der inzwischen zwölfte Band dieser Reihe, wirft erneut einen Blick in die Geschichte, die Gegenwart und die Zukunft der Stadt Oberhausen.

Journalisten aus dieser Stadt haben dazu beigetragen, daß ein weiteres wichtiges Kapitel Heimatarchiv entstanden ist.



Plitt Druck- und Verlag, Oberhausen